



Israels neuer Botschafter im Interview • Worum
Muzicant und Pelinka sich wirklich streiten • Besuch
beim „Exiljuden“ Loewy in Hohenems • Warum der
Maler Eisenmayer aus Wiens neuem „Ghetto“ flüchtete

Ausgabe Nr. 38 (4/2009)

Kislev 5770

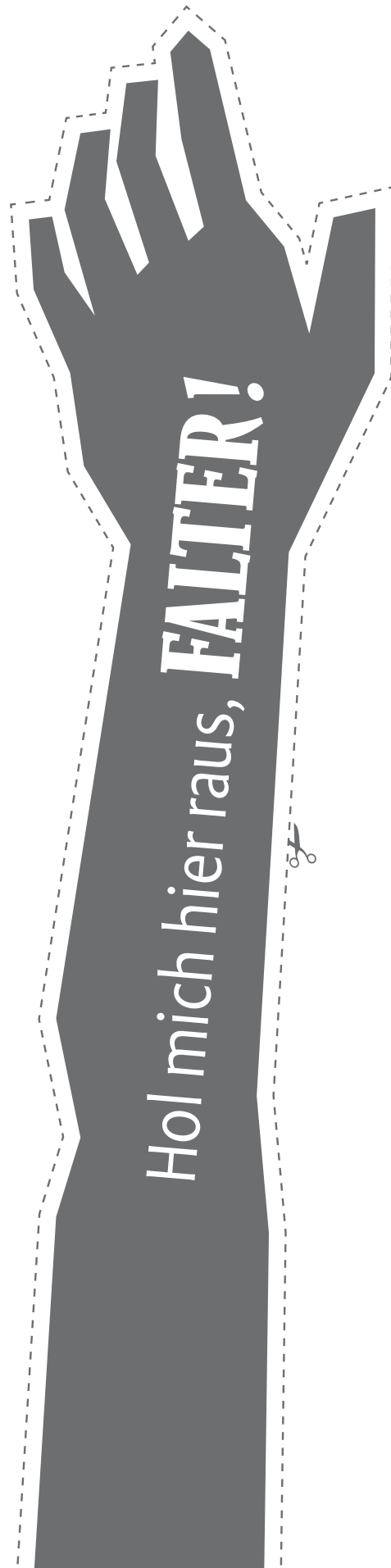
€ 3,-

www.nunu.at



Danielle Spera

Die neue Leiterin des Jüdischen Museums
in Wien erzählt NU, was sie im Haus in
der Dorotheergasse ändern will.



Dürfen wir vorstellen:

Die Falter-Hand zum Ausschneiden. Sie soll Ihrer Missbilligung als weithin sichtbares Zeichen dienen. Kleben Sie sie beispielsweise auf den exklusiven Talkshow-Guide zum TV-Programm. Oder auf Omas Schlagerhit-Compilation. (Sie sehen schon: Ihrer Fantasie sind da keine Grenzen gesetzt.) Lassen Sie den Mut nicht sinken, schließlich haben Sie einen Verbündeten in jeder Trafik: den Falter.



**Liebe Leserin,
lieber Leser!**

Auf dem Cover unserer Chanukka-Ausgabe finden Sie das Gesicht einer Frau, die Ihnen bestens bekannt ist. Aus dem Fernsehen, als Mitbegründerin und Autorin von NU – und demnächst als Leiterin des Jüdischen Museums Wien: Danielle Spera.

Wir freuen uns natürlich sehr über ihre Bestellung und hätten fast mit einem Augenzwinkern in Anlehnung an jene legendäre Schlagzeile gratuliert, die die deutsche „Bild“-Zeitung am Tag nach der Wahl Joseph Kardinal Ratzingers zum Papst Benedikt XVI. abdruckte. „Wir sind Papst!“ titelten die Hamburger. „Wir sind Direktorin“ hätte es logischerweise für NU geheißen. Ein Interview mit der designierten Museumsdirektorin lesen Sie auf Seite 6. Wir haben sie nicht nur zu ihren Plänen für das Haus in der Dorotheergasse gefragt, sondern auch, warum sie nach über dreißig Jahren den ORF verlässt und wie sie ihr Judentum definiert.

Die Frage nach der jüdischen Identität zieht sich auch durch alle ausführlichen Gespräche, die Spera als NU-Autorin für dieses Magazin führte und die zu unserem Markenzeichen geworden sind. Auch in dieser Ausgabe hat sie zwei große Interviews beige-steuert. Gemeinsam mit Chefredakteur Peter Menasse sprach sie mit dem neuen israelischen Botschafter in Österreich, Aviv Shir-On, sowie mit dem ehemaligen israelischen Botschafter in Deutschland, Avi Primor.

Wie steht Israel in der Welt da? Wie kann es sein Image verbessern? Diese beiden Fragen waren zentral bei beiden Treffen und sie sind es auch bei zwei weiteren Texten, die Sie in diesem NU lesen können. Martin Engelberg beschreibt anhand der israelischen Sprecherin Miri Eisen, wie eine neue, pragmatische, bestens ausgebildete Generation an Öffentlichkeitsarbeitern die israelische Außenwahrnehmung gestaltet. Ich berichte über eine Veranstaltung, die NU gemeinsam mit dem Bruno Kreisky Forum organisierte und bei der ein Mann zu Gast war, der Israels heutiges Selbstverständnis radikal in Frage stellt: Avraham Burg. Sein Buch „Hitler besiegen“, vor Kurzem auf Deutsch erschienen, polarisiert und regt zum Nachdenken an.

Als zweites großes Thema widmen wir uns in dieser Ausgabe einer Auseinandersetzung innerhalb der Kultusgemeinde, die für Kopfschütteln gesorgt hat: der Streit um das Archiv der Kultusgemeinde zwischen Präsident Ariel Muzicant und dem mittlerweile zurückgetretenen Leiter des Simon Wiesenthal

EDITORIAL

Instituts, Anton Pelinka. Ich habe recherchiert, wie es zum Konflikt kam. Martin Engelberg liefert Ihnen in seinem Kommentar seine Sicht der Dinge dazu.

Rainer Nowak erreichte den Maler Ernst Eisenmayr in einem Kibbuz und sprach mit ihm über seine Gründe, nicht ins Seniorenheim der Kultusgemeinde ziehen zu wollen. Peter Menasse entlockte dem Taschendesigner Robert Horn in seiner Serie „Jüdisches Handwerk“, warum er keinesfalls nach Israel reisen würde.

NU hat seinen redaktionellen Schwerpunkt in Wien, nichtsdestotrotz bemühen wir uns, spannende Geschichten aus ganz Österreich und Europa für Sie zu recherchieren. Steffen Arora liefert für diese Ausgabe eine wunderbar geschriebene Reportage aus Hohenems, jenem Ort, in dem der Leiter des dortigen Jüdischen Museums, Hanno Loewy, und der Vorarlberger FPÖ-Chef Dieter Egger wohnen und miteinander streiten. Egger möchte in Hohenems Bürgermeister werden.

Die Wissenschaftlerin Gabriele Anderl hat das Jüdische Museum in Oslo besucht und ein sehr interessantes und lesenswertes Porträt eines ganz jungen Hauses verfasst. Herbert Voglmayer war für NU auf jener EU-Konferenz in Prag, bei der ungelöste Fragen der Restitution jüdischen Eigentums beraten wurden. Unter den Referenten war auch Sophie Lillie, Ihnen als NU-Autorin und Spezialistin für Provinienzfragen wohl bekannt.

Zwei Autoren, die zu den fleißigsten der NU-Mannschaft gehören, machen in dieser Ausgabe Pause – aus höchst erfreulichem Anlass: Petra Stuißer und Fritz Neumann kümmern sich derzeit um ihren neugeborenen Sohn Florian. Mazel Tov!

Im Namen der Redaktion wünsche ich Ihnen schöne, erholsame Feiertage

Barbara Tóth
Stellvertretende Chefredakteurin

Zuschriften an office@nunu.at oder Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum: 1011 Wien, Postfach 1479

Falls Sie NU Spenden zukommen lassen wollen: BA-CA (BLZ 12000), Nummer 08573 923 300.

UNS INTERESSIERT ...

... eine umstrittene Entscheidung des britischen Supreme Court. Ein 12-jähriger jüdischer Schüler hatte die „Jews' Free School“ in London geklagt, weil sie sich geweigert hatte ihn aufzunehmen. Die „JFS“ wurde 1793 gegründet und ist eine der wichtigsten jüdischen Schulen im Norden Londons. Die Schule begründete ihre Ablehnung damit, dass der Schüler zwar gläubig ist, aber nicht nach orthodoxen Kriterien, wie sie vom führenden britischen Rabbi Jonathan Sacks definiert werden. Die Mutter des Schülers hatte nämlich in einer progressiven Synagoge zum jüdischen Glauben konvertiert. Der Supreme Court entschied, dass diese Argumentation per se diskriminierend sei. Es sei nicht legal, Aufnahmekriterien rassistisch oder ethnisch zu definieren. Religiöse Kriterien seien hingegen in Ordnung – und auch das Prinzip, dass die Schule gläubige Schüler bei der Aufnahme bevorzuge. Die Schule ging in Berufung. Gleichzeitig änderte sie ihre Aufnahmepraxis. Nun müssen Schüler einen „religiösen Praxistest“ bestehen, bei dem man Punkte sammeln kann – etwa für regelmäßigen Synagogenbesuch.

UNS FREUT ...

... dass Esther Dischereit heuer im Literaturhaus Wien den Erich-Fried-Preis überreicht bekam. 1952 geboren, gehört sie zur zweiten Generation, zu den Kindern der Shoah-Überlebenden. Die Auseinandersetzung mit ihrem Judentum hat die gelernte Schriftsetzerin,

aktive Linke und

Gewerkschafterin spät zur Schriftstellerin gemacht. Ihre Bücher sind bei Suhrkamp erschienen.

UNS GEFÄLLT ...



... das neue Buch des „Neue Zürcher Zeitung“-Korrespondenten Charles E. Ritterband „Dem Österreichischen auf der Spur: Expeditionen eines NZZ-

Korrespondenten. Mit Karikaturen von Michael Pammesberger.“ In ausgewählten Reportagen erschließt Ritterband das unbekannte Österreich. Mit spitzer Feder und augenzwinkerndem Humor nimmt er in seinen Glossen aufs Korn, was ihm in acht Jahren Korrespondententätigkeit in Österreich am Rande des politischen Geschehens aufgefallen ist. Erschienen bei Böhlau.

UNS WUNDERT ...

... dass es um den Eruv auffallend still geworden ist. Vor zwei Jahren berichtete auch NU darüber, dass es in Wien bald einen Eruv geben soll, eine symbolische Einzäunung, die es orthodoxen Jüdinnen ermöglicht, auch am Shabbat unterwegs zu sein (und beispielsweise Kinderwagen zu schieben). Der Wiener Eruv hätte den ersten bis neunten und zwanzigsten Bezirk „umspannt“. Die Kosten sollten durch Spenden aufgebracht werden. Bis 2008 hätte er fertig werden sollen.

UNS FÄLLT AUF ...

... dass das Gymnasium Rahlgasse dank seiner rührigen Direktorin Heidi Schrodtt nun eine Gedenktafel angebracht hat, die an die ehemalige Direktorin Gertrud Herzog-Hauser

(1894–1953) erinnert. Der klassischen Philologin, Universitätsdozentin und engagierten Mädchen- und Frauenbildnerin war es nur kurzzeitig vergönnt, ihre ehemalige Schule in der Rahlgasse in Wien-Mariahilf leiten zu dürfen. 1937 wurde sie bestellt, 1938 wegen ihrer jüdischen Herkunft ihres Direktionspostens des damaligen Mädchengymnasiums enthoben. Gleichzeitig wurde ihr an der Universität die Venia Legendi aberkannt. 1939 gelang ihr die Flucht in die Niederlande. Nach ihrer Rückkehr 1947 bekam sie – typisches Schicksal österreichischer Juden und Jüdinnen – ihre Stelle nicht mehr zurück, dafür aber immerhin den Titel eines „außerordentlichen Universitätsprofessors“ verliehen. Eine Berufung an die Uni Innsbruck scheiterte 1950 an antisemitischen Vorurteilen. Heidi Schrodtt hat nicht nur die Gedenktafel initiiert, sie hat auch gemeinsam mit Ilse Korotin von der IWK-Dokumentationsstelle Frauenforschung einen schmalen Biographie-Band über Gertrud Herzog-Hauser herausgegeben. Erschienen im Praesens Verlag, Wien, 2009.

UNS GEFÄLLT WEITERS ...

... der Band „Grenzfälle“, der von den beiden Historikern Muriel Blaive und Berthold Molden geschrieben wurde. Molden arbeitet auch für NU. Er erzählt die Geschichte der geteilten Stadt Gmünd/Ceske Velenice anhand vieler Gespräche mit den Einwohnern auf beiden Seiten der Grenze. Ein Kapitel widmet sich auch der jüdischen Bevölkerung, deren Geschichte so gut wie vergessen ist. In der Fülle an Büchern, die zum 20. Jahrestag des Jahres 1989 erschienen ist, ein besonders lesenswertes Exemplar. Erschienen in der Bibliothek der Provinz.





FOTO ©: HERIBERT CORN



FOTO ©: ANDREAS UHER



FOTO ©: PETER RIGAUD

SEITE 10

EDITORIAL 3

MEMOS 4

COVER 6

Danielle Spera, die neue Direktorin des Jüdischen Museums, im Interview
Von Rainer Nowak und Barbara Tóth

AKTUELL

KULTUSGEMEINDE 10
Die Hintergründe zum Konflikt um das Simon-Wiesenthal-Institut
Von Barbara Tóth

ISRAELS NEUER MANN 14
NU bat den israelischen Botschafter Aviv Shir-On zum Antrittsgespräch
Von Peter Menasse und Danielle Spera

ISRAELS PROVOKATEUR 19
Avraham Burg referierte im Bruno Kreisky Forum. Eine Nachlese
Von Barbara Tóth

AUFREGUNG IN HOHENEMS 21
Lokalausganschein in dem Ort, in dem der „Exiljude“ Hanno Loewy lebt
Von Steffen Arora

WIEN

SERIE JÜDISCHES HANDWERK 24
Der Taschenmacher Rudolf Horn im Porträt
Von Peter Menasse

SEITE 21

IM JÜDISCHEN GHETTO 28
Warum der Maler Ernst Eisenmayer das neue Maimonides-Zentrum nicht mag
Von Rainer Nowak

KULTUR

WÜRFELN MIT GOTT 30
Was hat Mathematik mit dem Judentum zu tun? Ein Selbstinterview
Von Rudolf Taschner

DER BÖSE JUDE 32
Der Schriftsteller Maxim Biller spielt mit allen Klischees
Von Rainer Nowak

MAMMELOSCHN 34
Diesmal: das Wörtchen „Schmock“
Von Erwin Javor

MILCHIG & FLEISCHIG 36
Winterfreuden mit Chremslach, Latkes, Kigl & Co.
Von Helene Maimann

WELT

RUNTER VON DEN BAJONETTEN 37
Warum Avi Primor glaubt, dass der Antisemitismus zurückgeht
Von Danielle Spera

DIE IMAGEWÄCHTERIN 42
Miri Eisen kümmert sich darum, dass Israel in der Welt besser da steht.
Ein Porträt
Von Martin Engelberg

SEITE 42

SERIE JÜDISCHE MUSEEN 44
Das Jüdische Museum in Oslo greift unangenehme Themen auf
Von Gabriele Anderl

RESTITUTION 47
Eine EU-Konferenz in Prag brachte wenig konkrete Ergebnisse
Von Herbert Voglmayr

EIN SUCHBILD AUF JIDDISCH 49
Von Michaela Spiegel

ALLTAGSGESCHICHTEN 50
Wenn ein Lift in Tel Aviv verrückt spielt
Von Erwin Javor

KOMMENTAR 52
Anton Pelinka und Ariel Muzicant: Wenn man mit Freunden Geschäfte macht
Von Martin Engelberg

IN EIGENER SACHE 53
Errata und wie NU entsteht

UNSERE AUTOREN 54

DAJGEZZEN UND CHOCHMEZZEN 55
Von Peter Menasse und Erwin Javor

IMPRESSUM 56

office@nunu.at

www.nunu.at

„Ich möchte den Dialog suchen“

Vom Newsroom ins Museum: Danielle Spera erzählt, warum ihr neuer Job als Direktorin des Jüdischen Museums die Krönung ihrer persönlichen Geschichte des jüdisch-Seins ist und wie sie dem Wiener Judentum ein neues Gesicht geben möchte.

VON RAINER NOWAK, BARBARA TÓTH (INTERVIEW) UND PETER RIGAUD (FOTOS)

NU: Wir sind zwar nicht die „Bild“-Zeitung, aber dennoch würden wir gerne mit der Schlagzeile „Wir sind Direktor“ titeln. Welche Rolle spielt NU für die künftige Direktorin des Jüdischen Museums?

Spera: Ich sehe meine Bestellung natürlich als persönlichen Erfolg, aber auch als Bestätigung für NU. Ich habe NU in meiner Bewerbung erwähnt. Es war insofern eine Inspiration, als ich über die Arbeit an dieser Zeitung gemerkt habe, wie viel Interesse man an jüdischen Themen wecken kann – bei Juden und bei Nichtjuden, die viele Fragen haben, diese sich aber nicht zu stellen trauen.

Gibt es so etwas wie eine jüdische Renaissance in Wien?

Ich hoffe es. Oder besser: Vielleicht beginnt sie. In denke, im Jüdischen Museum kann man wirklich viel bewegen. Es kann zu einer Art Kompetenzzentrum für die Auseinandersetzung mit jüdischen Fragen werden. Auch das passiert kaum anderswo. Da müssen wir ein Vakuum füllen.

Sie haben angekündigt, Ihre Prominenz bewusst für das Museum einzusetzen. Sie werden wohl bald als eine der Sprecherinnen für das Wiener Judentum wahrgenommen

werden. Wie wollen Sie damit umgehen?

Es gibt ein gewähltes Gremium der Kultusgemeinde, einen Präsidenten, Vizepräsidenten, Generalsekretäre – und die haben natürlich in erster Linie Stellung zu nehmen. Aber auch ich möchte mich durchaus einbringen, wenn ich gefragt werde.

Ariel Muzicant hat den Juden ein sehr selbstbewusstes, kämpferisches, auch polarisierendes Gesicht gegeben. Und Sie?

Auch ich bin selbstbewusst, keine Frage. Natürlich werde ich gegen Antisemitismus und jede Form von Fremdenhass auftreten. Kämpferisch, ja, aber nicht aggressiv. Ich habe eine sehr verbindliche Art, und die werde ich beibehalten. Ich möchte nicht auf Konfrontation gehen, sondern den Dialog suchen.

An Ihrer Bestellung gab es auch Kritik: Sie seien eine „VIP“-Direktorin ohne museumsspezifische Erfahrung.

Der ehemalige Journalist Wolfgang Kos hat aus dem Wien Museum ein fantastisches Haus gemacht. Das Berliner Jüdische Museum hat Michael Blumenthal als Direktor, einen prominenten US-Journalisten und Politiker. Er wurde bewusst

dafür ausgesucht, weil er blendende Kontakte hat. Man sieht also, dass Journalisten sich sehr wohl etwas zutrauen können. Daher verstehe ich diese Kritik nicht. Damit machen wir uns selber klein und trauen uns nichts zu.

Dennoch: Ihre Konkurrenten hatten wohl von Anfang an das Gefühl, aufgrund Ihrer Prominenz keine Chance zu haben – Qualifikation hin oder her.

Ich habe ein konkretes Konzept vorgelegt, das die Findungskommission ganz offensichtlich überzeugt hat. Und schließlich glaubt man mir, dass ich dem Haus mehr Öffentlichkeit werde geben können.

Für Sie ist es jetzt keine einfache Situation im Museum: die Chefkuratorin des Hauses, Felicitas Heilmann-Jelinek, hatte sich beworben, auch Werner Hanak, ebenfalls Kurator. Sie müssen nun mit beiden zusammenarbeiten.

Sie sind beide wissenschaftlich hervorragend qualifizierte Fachleute mit einem forschungsorientierten, akademischen Ansatz. Ich möchte natürlich das Museum öffnen, es populärer machen. Aber das eine schließt das andere nicht aus. Das kann eine wunderbare Verbindung

werden. Gerade sie sind prädestiniert, das Museum durch ihre Forschungsarbeit, durch Tagungen, Workshops und ihre kuratorische Arbeit international zu positionieren. Ich werde dafür sorgen, dass wir in den Ausstellungen mehr Publikum bekommen

Besteht nicht die Gefahr, dass das Haus dann zu einer Art jüdischem Volkskundemuseum wird?

Das glaube ich nicht. Ich möchte etwa versuchen, die Ausstellung „Koscheres & Co“ nach Wien holen. In Berlin wurde sie gezeigt, sie ist auf höchstem Niveau, auch wenn sie breitenwirksam ist. Etwa weil sie Querverbindungen zu anderen Religionen darstellt. Rund um dieses Thema kann man so vieles machen: Kochkurse, Abendessen, Snackboxen mit koscherem Essen an Schulen. Oder Themen aus der jüdischen Lebenswelt darstellen. Ich möchte auch zeigen, wie breit das Spektrum jüdischen Lebens in Wien ist.

Welche Rolle sollen das Buchgeschäft und das Museumscafé dabei spielen?

Das Buchgeschäft erfüllt seine Nischenfunktion sehr gut, vielleicht kann man noch ein bisschen mehr in Richtung Museumsshop gehen. Für das Kaffeehaus wünsche ich mir mehr Leben. Es ist ideal gelegen, rundherum gibt es funktionierende Kaffeehäuser. Da kann man Publikum anziehen.

Die Entscheidungsträger der Stadt wollen das Museum zu einer größeren Touristenattraktion machen. In Prag, Budapest gehen Touristen logischerweise ins Jüdische Museum, bei uns nicht. Das ist komisch...

... und dann doch wieder nicht. Es spiegelt den Umgang Österreichs mit seiner Geschichte wider. Wir



haben zwar ein Museum, verstecken es aber ein bisschen. Das soll sich jetzt ändern. Ich möchte jüdische Pfade einrichten. Das Museum soll im Ausland bekannt gemacht werden. Migranten und ihre Nachkommen sollen sich einen virtuellen Stadtplan erstellen können, auf Spurensuche gehen. Oder prominente, jüdische Persönlichkeiten sollen virtuell durch die Stadt führen. Ich möchte auch junge Kuratoren einladen. Auch der Raum des Jüdischen Museums am Judenplatz, hinter dem Rachel Witheread-Mahnmal, ist praktisch nicht bekannt. Auch das möchte ich ändern.

Stichwort Spurensuche: Auch im Archiv der Kultusgemeinde könnten Wien-Besucher das Schicksal ihrer Vorfahren nachvollziehen. Das Jü-

dische Museum sitzt im Vorstand des Simon-Wiesenthal-Instituts, das diese Akten aufarbeiten soll.

Es ist mein Ziel, Menschen, die nach Wien kommen, bei der Spurensuche zu helfen, Dazu werden wir alle vorhandenen Quellen brauchen. Und ich möchte unbedingt Schulprojekte initiieren, damit Schüler Fragen stellen.

Ist das nicht traurig? Wir sprechen über Juden in Wien wie über Exoten, mit denen man sich doch bitte einmal beschäftigen soll.

Natürlich ist das traurig. Es gibt so viele Berührungsängste. Man muss bei den Basics beginnen, auch hier kann das Museum eine wichtige Funktion erfüllen.

Wie soll die Gewichtung zwischen Gedenken an die Shoah und jüdische

Natürlich werde ich gegen Antisemitismus und jede Form von Fremdenhass auftreten. Kämpferisch, ja, aber nicht aggressiv.

Lebenswelt heute ausschauen?

Die Shoah muss im Bewusstsein bleiben, aber das ist nicht, worüber sich das Judentum alleine definiert. Judentum war vor allem immer das Leben vielfältiger religiöser Traditionen, die Auseinandersetzung mit geistigen Inhalten, mit Kultur und Wissenschaften, und das im Spannungsfeld der jüdisch-christlichen Kultur Europas, die so großartige Persönlichkeiten und Werke hervorgebracht hat. Ich möchte den Österreichern bewusst machen, welchen großen Verlust das Land durch die Vertreibung und Ermordung der Juden erlitten hat. Wenn es in Boulevardblättern heißt, ein „Altösterreicher“ hat einen Nobelpreis bekommen, weiß man, was es geschlagen hat. Da reklamiert man die nicht heimgekehrten Juden dann gerne für sich.

Aber es wird schon auch zu diesem Thema Ausstellungen geben?

Ich möchte die Rückkehr, oder besser die Nicht-Rückkehr der Juden nach 1945 beleuchten. Wie erging es denen, die nach Wien heimkamen? In welche Richtungen gingen sie? Das muss man bald machen, weil diese Generation demnächst leider nicht mehr da sein wird.

Sie haben eine neue permanente Ausstellung angekündigt, wie wird die ausschauen?

Das ist mir ein ganz großes Anliegen. Eine permanente Ausstellung gehört alle 12 bis 14 Jahren erneuert, das ist also im Jüdischen Museum Wien schon überfällig. Derzeit gibt es die Hologramme. Das war vor circa 20 Jahren State of the Art, inzwischen ist es überholt. Da wir nicht viel Platz haben, denke ich an eine Multi-Media-Ausstellung. Die kann man auch schnell erneuern. Das ist für mich ein sehr dringendes Projekt.

Als Jüdin und Museumsdirektorin werden Sie exponierter sein als zuletzt. Haben Sie Sorge vor antisemitischen Untergriffen?

Mittlerweile habe ich mir eine dicke Haut zugelegt. Es war ja kein Geheimnis, dass ich Jüdin bin. Bei meiner allerersten Moderation im Juli 1988, damals noch gemeinsam mit Josef Broukal, dokumentierte der ORF den Anruf eines Sehers, der meinte, „der rote Broukal und die Saujüdin Spera sollen vom Bildschirm verschwinden“.

Wird Ihnen das Star-Dasein nicht abgehen?

Nein, dafür bin ich zu sehr am Boden.

Sie haben lange in Washington gelebt, dort gibt es ein selbstverständliches, weltoffenes, auch sehr schickes Judentum. Ist das ihre jüdische Heimat?

In den USA gibt es eine wirklich große Bandbreite. Das hat mich fasziniert, dort habe ich einen großen Freundeskreis. In Wien gibt es das nur in einer Miniaturform, und das geht mir manchmal schon ab.

Dennoch verstehen Sie sich als traditionelle Jüdin.

Ja. Wir feiern Schabbat, die jüdischen Feiertage. Meine Familie geht traditionellerweise in das Bethesda Misrachi am Judenplatz. Ich besuche wöchentlich einen Schiur (= religiöser Vortrag, Anmerkung d. Red.) bei Oberrabbiner Eisenberg.

Sie sind übergetreten. Wann begann der Wunsch, jüdisch zu sein?

Eigentlich schon sehr früh, mein Vater ist Jude, meine Mutter nicht. Ich war in einer katholischen Schule, auch weil meine Eltern nicht wollten, dass wir als Juden wahrgenommen werden. Das war dort aber nicht wirklich meine Welt. Ich

wusste immer, dass das Jüdische meine Wurzeln sind, die ich ergründen möchte. Ich wusste fast nichts darüber und habe sehr früh viel darüber gelesen und dabei ist der Entschluss entstanden überzutreten.

Ist diese Sozialisierung vielleicht sogar von Vorteil für Ihre neue Aufgabe?

Ich bringe in jedem Fall das erforderliche Wissen mit.

Ihr Vater war Kommunist. Wo stehen Sie politisch?

Links-Rechts-Begriffe sind überholt. Als Journalistin habe ich Äquidistanz zu allen Parteien gehalten, das ist klar. Meine Eltern haben mich sozial geprägt. Menschen helfen, den Schwächeren helfen, Solidarität zeigen.

Letzte Frage: Werden Sie NU als Autorin erhalten bleiben?

Sehr gerne. Es macht mir nämlich ungemein großen Spaß.

Danielle Spera (geb. am 10. August 1957 in Wien) arbeitet seit 1978 für den ORF. Seit 1988 moderiert sie die „Zeit im Bild 1“. Die studierte Politologin (Thema ihrer Dissertation waren die Wahlkämpfe der Sozialdemokratischen Partei in der Zwischenkriegszeit) war von 1990 bis 2002 Lehrbeauftragte am Institut für Publizistik der Universität Wien. 1999 erschien die von ihr verfasste Biographie „Hermann Nitsch – Leben und Arbeit“, die 2005 in aktualisierter Form neu aufgelegt wurde. Seit 2000 schreibt sie für das jüdische Kulturmagazin „NU“, dessen Mitbegründerin sie ist. Spera ist seit 1994 mit dem Psychoanalytiker Martin Engelberg verheiratet und hat drei Kinder.



XING

EIN KULTURMAGAZIN

14

WAS HÄNSCHEN SO LERNT ...

13

EXTRA EUROPA

AZ

SCHREIBEN FÜR DEN FORTSCHRITT

ABO :: XING.CURBS.AT



Ingo Zechner, Avshalom Hodik und Lothar Hölbling inmitten der noch unbearbeiteten Akten des Kultusgemeindearchivs

Aktenzeichen XY unerhört

Vom einst als Holocaust-Forschungsstätte von Weltrang geplanten Wiesenthal-Institut bleiben öffentlicher Zank, abgetretene Wissenschaftler und eine staunende Öffentlichkeit. Wie ein Prestigeprojekt aufgrund persönlicher Machtkämpfe beinahe zerstört wurde.

VON BARBARA TÓTH (RECHERCHE) UND HERIBERT CORN (FOTOS)

Als das Bild auf der linken Seite entstand, war die Welt des kleinen Wiener Simon-Wiesenthal-Instituts noch in Ordnung. Zu sehen sind die Historiker Ingo Zechner und Lothar Hölbling, zwischen ihnen steht der langjährige Amtsdirektor und Archivbeauftragte der Kultusgemeinde, Avshalom Hodik. Die Kisten enthalten noch ungeordnete Dokumente der Kultusgemeinde, die im Jahr 2000 in einer ehemaligen Hausmeisterwohnung in einem von der IKG verwalteten Gebäude im 15. Bezirk eher zufällig und in katastrophalen Zustand wiederentdeckt wurden. Zechner und Hölbling und einige andere, junge Historiker sichteten das Material damals eigenhändig, entstaubten es und brachten es in Sicherheit. Der Zufallsfund entpuppte sich als wissenschaftliche, wenngleich erschreckende Sensation und machte rund um die Welt Schlagzeilen. Aufgrund der gefundenen Karteiordner, so genannter „Auswanderungsfragebögen“ und Deportationslisten, ließ sich die durchbürokratisierte Vernichtungsmaschinerie der Nazis exemplarisch nachvollziehen.

Inzwischen sind die drei Herren im Kultusgemeinde-Archiv am Wiener Desider-Friedmann-Platz personae non gratae. Das Gleiche gilt auch für andere ehemalige Mitarbeiter, die mit Hilfe der Archivakten in der Anlauf-

stelle der Kultusgemeinde gearbeitet hatten und Restitutionsfälle wie Schicksalsgeschichten erstmals wieder nachvollziehbar machten.

Was ist passiert? Das Archiv der Kultusgemeinde hätte gemeinsam mit dem Nachlass des „Nazi-Jägers“ Simon Wiesenthal den Grundstock des neu gegründeten Wiener Wiesenthal-Instituts (VWI) bilden sollen. Für die Kultusgemeinde hätte das einen mutigen Schritt bedeutet. Es ist nicht unbedingt üblich, dass Religionsgemeinschaften ihr Archiv der Wissenschaft bereitwillig öffnen.

Das VWI wäre in jeder Hinsicht eine Ausnahmeinstitution geworden. Mit Anton Pelinka hatte es einen über alle Zweifel erhabenen Leiter gefunden, im wissenschaftlichen Beirat war die Crème de la crème der internationalen Holocaustforschung versammelt. Die Finanzierung durch Bund, Stadt Wien und Kultusgemeinde war paktiert. Damit wäre auch die kostspielige Lagerung und Instandhaltung des Aktenmaterial gesichert gewesen. Niemand hätte gedacht, dass dieses Projekt, das Vorteile für alle Seiten bringt, noch scheitern kann.

Diese Karteikästen sind der Schlüssel zu Tausenden Geschichten von Vertreibung, Enteignung und Mord.



**Aus einem inhaltlichen Konflikt wurde ein persönlicher Machtkampf.
Der große Verlierer ist das Institut und seine Reputation.**

Ein Archiv – drei Orte

Die Geschichte des Archivs der Kultusgemeinde ist wechselhaft und spiegelt den Glauben beziehungsweise Unglauben ans jüdische Leben in Wien wider. Die Kisten, die derzeit auf rund 330 Quadratmetern am Desider-Friedmann-Platz lagern, stellen nur einen kleinen, wenngleich sehr relevanten Teil des Archivs dar, findet sich in ihnen doch jenes holocaust-relevante Material, das die Jahre 1938 bis 1945 rekonstruierbar macht. 1.200 Archivkartons befinden sich in Moskau. Sie wurden von der Roten Armee nach Ende des Zweiten Weltkrieges in Schlesien entdeckt, wohin sie 1943 geschickt worden waren, um nicht Opfer der Luftangriffe zu werden. Das Außenministerium und die IKG bemühen sich derzeit um eine Rückgabe. Ein weiterer Teil des Archives, vor allem Material aus der Zeit vor 1938, aber auch aus der Nazi-Zeit, befindet sich in Jerusalem, in den Central Archives for the History of the Jewish People. Dorthin wurden sie tranchenweise in den 1950er und 1970er Jahren gebracht, weil damals in Wien niemand daran glaubte, dass es wieder einmal eine lebendige, jüdische Gemeinde geben könne. Jener Teil, der in Wien verblieben ist, wurde 1986 bei Umbauarbeiten in der Seitenstettengasse entdeckt, offenbar als unwichtig eingeschätzt und verräumt – bis er 2000 in der Herklotzgasse von jenem jungen Historikerteam wiederentdeckt wurde, das dann auch die Anlaufstelle der IKG aufbaute.

Es tat es doch. Aus einem inhaltlichen Konflikt, in dessen Zentrum die Frage nach freiem Aktenzugang stand, entwickelte sich ein persönlicher Machtkampf auf zwei Ebenen: zum einen zwischen dem designierten VWI-Geschäftsführer Zechner und der einflussreichen IKG-Restitutionsbeauftragten Erika Jakubovits, die die Archivfrage vor etwas mehr als einem Jahr für sich entdeckt hatte. Ihre Identifikation damit ging sogar so weit, dass sie sich in einem vom IKG-General Raimund Fastenbauer verfassten Artikel der „Gemeinde“, der offiziellen Mitgliederzeitung der IKG, als eigentliche Entdeckerin und Retterin der verschollen gelaubten Archivbestände in der Herklotzgasse feiern ließ.

Zum anderen spielte sich der Machtkampf zwischen den beiden Spitzenrepräsentanten der betroffenen Institutionen, Pelinka und Muzicant, ab. Hier trafen zwei sehr unterschiedliche Charaktere aufeinander: Hier der Wissenschaftler, für den die Sache gleichbedeutend mit seiner persönlichen Integrität ist, dort der verhandlungsgewohnte, pragmatische Geschäftsmann. Beide sparten im Nachhinein nicht mit deftigen Aussagen in der Öffentlichkeit, die den Grad der Entfremdung deutlich machen. Muzicant über Pelinka im „profil“: „Pelinka ist einer der größten Politologen in Österreich, aber menschlich ist er eine große Enttäuschung.“ Pelinka über Muzicant im „Falter“: „Dahinter (hinter dem Vorgehen Muzicants) steckt das, was Karl Kraus einmal die ‚absichtslose Gemeinheit‘ genannt hat.

Ich würde es auch ‚Dummheit‘ nennen.“

Die inhaltlichen Fronten sind leicht erklärt. Pelinka wollte das gesamte Archiv zugänglich machen, so wie es die Wiener Kultusgemeinde dem United States Holocaust Memorial Museum gewährte. Muzicant war das zu freizügig. „Die Kultusgemeinde hat ein Riesenproblem mit Eigentumsverlusten. Wir haben eine Paranoia, dass man uns Dinge wegnimmt. So ist es uns bereits einmal geschehen mit jenem Teil unseres Archivs, der in den fünfziger Jahren nach Israel verliehen wurde“, sagt Muzicant dem „profil“. Dabei war die Regelung, die die Kultusgemeinde mit dem Holocaust Museum gefunden hatte (und die es auch mit den Mormonen gibt, eine sehr an Ahnenforschung interessierte Gruppe) jahrelang unumstritten, auch in der Kultusgemeinde. Inzwischen wird Hodik, der diese Verträge ausgehandelt hat, dafür angeprangert.

Über den Sommer hin war die Lösung des VWI-Konflikts im Wesentlichen den Anwälten überlassen worden, mit dem Ergebnis, dass der strittige Archiv-Nutzungsvertrag im Laufe der Verhandlungen zu einem Paragraphendickicht angewachsen war. Der Letztentwurf sah keine öffentliche Bereitstellung der Daten vor, dafür hätte das Wiesenthal-Institut zwar die Digitalisierung der Akten übernommen, sich aber keine Kopie behalten dürfen. Der Zugang zum Archiv hätte einem Hochsicherheits-trakt geähnelt. „Dieser Vertragsentwurf ist ein Ausdruck versuchter Bevormundung und des Misstrauens“,



Die Neubestellung des Institutsvorstands erlebten Kritiker als putschartig. Jetzt hat Muzicant dort die Oberhand.

schrieb Pelinka an Muzicant Ende Juli enttäuscht, bald darauf folgte sein entnervter Rücktritt.

Schon zuvor hatte das Vorgehen der Kultusgemeinde für Irritationen gesorgt. Bereits im Frühjahr wurden die Schlösser zum Archiv ausgetauscht, sodass die Wiesenthal-Instituts-Mitarbeiter keinen Zugang mehr hatten. Anfang September waren dann auch die eigenen Büros versperrt. Spätestens zu diesem Zeitpunkt dürfte allen Beteiligten klar geworden sein, dass eine gütliche Einigung zwischen Muzicant und Pelinka nicht mehr möglich war. Was folgte, war ein interner Kampf um die Macht im Vorstand des siebenköpfigen Wiesenthal-Instituts, der von der Kultusgemeinde, der Universität Wien, dem Institut für Konfliktforschung, dem Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, dem Bund jüdischer Verfolgter, dem Jüdischen Museum Wien und dem Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften beschickt wird.

Höhepunkt dieser Auseinandersetzung war die Neubestellung des VWI-Vorstands am 5. November – ein Vorgang, der von Muzicant-Kritikern als putschartig erlebt wurde, weil fünf von sieben VWI-Vorstandsmitgliedern vom IKG-Präsidenten selbst nominiert wurden. „Die IKG kann nun den umstrittenen Vertrag gleichsam mit sich selbst schließen“, kritisierte Zechner im „profil“. Aus der Sicht der IKG war dieser Schritt unumgänglich, um das Wiesenthal-Institut wieder handlungsfähig zu machen. Drei Generalversammlungen waren zuvor mangels Kompromiss vertagt worden. Außerdem war man im Lager Muzicants darüber verärgert, dass Hodik versucht hatte, den Zeithistoriker Bertrand Perz aus dem Vorstand hinauszureklamieren. Das brachte auch die Vertreter der Universität Wien gegen das Pelinka-Lager auf, die sich ein Wiesenthal-Institut ohne zeitgeschichtliche Beteiligung nicht vorstellen konnten.

Die entscheidende Stimme sicherte sich das Muzicant-Lager am jenem Novemberabend, indem Wiesenthals ehemalige Büroleiterin, die von ihm eingesetzte Nachlassverwalterin Rosa Marie Austraat, aus dem Vorstand hinausbugsiert wurde. Sie war ursprünglich vom Bund jüdischer Verfolgter in den VWI-Vorstand nominiert worden. Im Vorfeld hatte Fastenbauer per Mail und Fax einen „Umlaufbeschluss“ organisiert, durch den anstelle Austratts der Muzicant-Mann Berthold Sandorffy eingesetzt werden sollte. Dies geschah auf Wunsch von Wiesenthals Tochter Paulinka, die „tiefe Sorge“ darüber äußerte, dass der Verein „Schauplatz destruktiver Auseinandersetzungen“ wurde. „Warum ist der Beschluss so eilig?“, fragte Pelinka Muzicant in der Sitzung. „Weil Sie Frau Austraat weg haben wollen?“

Letztlich stimmten nur drei Anwesende für Pelinkas Wahlvorschlag, er wurde somit abgelehnt. Muzicant konnte seine Personalwünsche in Folge mit einer Mehrheit von vier Stimmen durchbringen, darunter ein neues Vorstandsmitglied, der Salzburger Jurist Georg Graf. Zuvor hatte der IKG-Präsident eine Statutenänderung erwirkt. Nicht nur die Trägerorganisationen sollen durch Vorstandsmitglieder vertreten sein, auch „zusätzliche Nominierungen“ sollen möglich sein. Graf war eine solche.

Muzicant ist es jedenfalls buchstäblich in letzter Minute gelungen, die Kontrolle über das Archiv der Kultusgemeinde wieder zurückzugewinnen. Den Preis, den er dafür zahlt, ist hoch: Pelinkas Rücktritt hat auch den Großteil des wissenschaftlichen Boards resignieren lassen, darunter der Doyen der Holocaust-Forschung, Yehuda Bauer. Die New York Times berichtete zwei Mal über die merkwürdigen Vorgänge in Wien.

Als neuer Sprecher für das Wiesenthal-Institut treten nun Graf und die Historikerin Brigitte Bailer-Galan-

da auf. Graf erklärte der New York Times, dass die Sorge, die freie Forschung sei nicht gewährleistet, „jeglicher realistischer Basis“ entbehre. Und Bailer-Galanda warf Pelinka ebendort „einseitige Fehlinformation“ vor. Solche Schlagzeilen wollte das Wiesenthal-Institut ursprünglich sicherlich nicht machen.

Wer will was?

Anton Pelinka:

Der aus Protest zurückgetretene Leiter des Wiesenthal-Instituts hätte gerne das gesamte Archiv der IKG für die Wissenschaft zugänglich gemacht und das VWI zu einer internationalen Holocaust-Forschungsstätte gemacht.

Ariel Muzicant:

Den Präsidenten der Kultusgemeinde überkam spät, aber doch die Sorge, dass er die Kontrolle über „sein“ Archiv verliert. Er wollte nicht das gesamte Archiv übergeben, sondern genau kontrollieren, was herausgegeben wird und was nicht. Er musste einsehen, dass mit dem bereits bestellten Instituts-Board kein Kompromiss in seinem Sinne möglich war. Also machte er sich daran, das Personal auszutauschen.

Erika Jakubovits:

Muzicants einflussreiche rechte Hand übernahm als Restitutionsbeauftragte der IKG die Aufgabe, das Wiesenthal-Institut wieder auf Linie zu bringen. Für sie ist die erzielte Lösung auch ein persönlicher Machtgewinn.

Ingo Zechner:

Der Historiker, der seine wissenschaftliche Karriere als Zivildienstler im IKG-Archiv begann und es bestens kennt, wäre Geschäftsführer des Wiesenthal-Instituts geworden. Die Chemie zwischen ihm und Jakubovits stimmte nicht mehr, also musste er gemeinsam mit Pelinka abtreten.

Auschwitz war nicht als Erziehungsanstalt für Juden gedacht

Der neue israelische Botschafter in Wien, Aviv Shir-On, sprach mit NU über die Sehnsucht des ehemaligen Panzerfahrers nach Frieden in der Region, über Antisemitismus und Antizionismus als Brüder im Geist, und über seine Pläne in Österreich.

VON DANIELLE SPERA UND PETER MENASSE (INTERVIEW) UND PETER RIGAUD (FOTOS)

NU: Wie würden Sie sich unseren Lesern vorstellen?

Shir-On: Als einen Israeli, der in Israel geboren, dort groß geworden ist und das Privileg hat, den unabhängigen jüdischen Staat im Ausland zu repräsentieren. Ich bin ein stolzer Jude, und die Geschichte meines Volkes ist mir wichtig. Deswegen bin ich auch äußerst froh, dass ich hier in Österreich den Staat Israel vertreten darf. Meine Familie kommt

aus dem deutschsprachigen Raum und ich war als Botschafter schon in Deutschland und in der Schweiz. Jetzt schließe ich diesen Kreis mit Wien, einer großen Kulturhauptstadt. Kultur spielt für mich und für meine Frau eine wichtige Rolle und so sind wir umso glücklicher, dass wir jetzt hier gelandet sind.

Woher genau kommt Ihre Familie?
Meine Mutter verließ Deutschland

als Kind im Jahr 1936, weil ihre eigene Mutter unter den Klugen war, die geahnt hatten, was kommen wird. Meine Mutter kommt aus Gliwice, zu Deutsch Gleiwitz. Das ist eine Stadt im Kohlenrevier und gehört heute zu Polen. Mein Vater kommt aus Ungarn, doch er spricht ebenfalls Deutsch.

Das heißt, Sie sind mit der deutschen Sprache und mit der deutschen Kultur aufgewachsen?

Richtig. Zuhause mit meiner Familie habe ich zwar nicht Deutsch gesprochen, aber die deutsche Kultur war mir nicht fremd. Ich sage immer, die Sprache meiner Mutter ist Deutsch, aber meine Muttersprache ist Hebräisch.

Haben Sie sich ein bisschen mit den aktuellen Ereignissen in Österreich befasst? Es gab hier einen Wahlkampf, wo Plakate in den Straßen hingen „Abendland in Christenhand“. Oder der Wahlkampf in Vorarlberg, wo Antisemitismus eine nicht geringe Rolle gespielt hat. Welche Gefühle löst das in Ihnen aus?

Also Antisemitismus ist natürlich ein Phänomen, welches die Mensch-

NU-Redakteure Menasse und Spera beim Interview mit Shir-On.



„Die deutsche Kultur ist mir nicht fremd. Ich sage immer: Die Sprache meiner Mutter ist Deutsch, aber meine Muttersprache ist Hebräisch.“

heit seit Tausenden von Jahren kennt. Der Staat Israel ist von seiner Gründung weg zur Speerspitze des Kampfes gegen Antisemitismus geworden. Dieses Phänomen ist überall vorhanden, leider auch in Österreich. Ich glaube, dass es unsere gemeinsame Aufgabe ist – von Christen, Muslimen, Juden, von wem auch immer –, dagegen anzutreten. Es ist dies nicht nur die Aufgabe einer jüdischen Regierung in Israel, sondern aller Gesellschaften, aller Regierungen in Europa. Leider sind wir Zeugen einer Entwicklung, wo Antizionismus und Antiisraelismus den Antisemitismus ersetzen. Weil es politisch inkorrekt und in vielen Ländern sogar strafbar und nicht salonfähig ist, offen Antisemitismus zu zeigen, nehmen viele Antisemiten den Antizionismus als Ersatz. Auch das sollte in allen Ländern bekämpft werden.

Wie kann das ein Diplomat im Gastland?

Ich glaube, was Österreich angeht, ist es eine Aufgabe der Regierung, der Menschen, der Medien, der Gesellschaft selbst, dies klar zu machen. Ich bin sicher, hierzulande werde ich in dieser Hinsicht viele Verbündete haben, wir müssen nur dafür sorgen, dass das auch im Rahmen der Politik, des Rechtssystems, der Gesellschaft, des Schulwesens und des Erziehungssystems geschieht. Wir müssen über Israel und über die jüdische Gemeinde und das Zusammenleben aufklären.

Auch in Österreich gibt es oft Antizionismus in den Medien.

Wer antizionistische Haltung einnimmt, weiß sicherlich nicht, was Zionismus bedeutet. Zionismus ist nicht mehr und nicht weniger als die politisch nationale Bewegung des jüdischen Volkes, das genau wie alle anderen Völker das Recht



„Es ist enttäuschend, dass die österreichische Delegation bei der Rede Ahmadinejads vor der UNO sitzen geblieben ist.“

hatte, und immer noch hat, seine Selbstbestimmung selbst zu definieren und sie auch zu erreichen. Das war genau das Ziel des Zionismus Ende des 19. Jahrhunderts. Gerade weil Wien mit der Geschichte des Zionismus so sehr verbunden ist, sehe ich es als eine Art Pflicht und ebenso als Privileg, hier diese Idee zu präsentieren und zu erklären.

Es gab tolle Projekte der Israeli-schen Botschaft in Wien, wie den Tel Aviv Beach oder die Israel-Strassenbahn. Wird es so etwas weiterhin geben?

Sicherlich, die Botschaft hat in dieser Hinsicht Großartiges geleistet. Ich war im Übrigen im Außenamt in Israel dafür zuständig. Wir versuchen heute, den Menschen das wahre Israel näherzubringen. Unser Problem war es immer, dass wir aus verständlichen Gründen versuchten, die Welt dazu zu bringen, den Konflikt durch israelische Augen zu sehen. Aber das führte zum unerwünschten Ergebnis, dass die Welt Israel ausschließlich durch die Augen des Konfliktes betrachtet hat. Wir wollen jetzt viel stärker das richtige Bild Israels an die Menschen bringen, denn Israel ist so viel mehr als nur ein Konflikt. Spannung und Terror haben uns seit der Entstehung des Staates Israel begleitet, aber trotzdem waren wir in der Lage, eine funktionierende Demokratie aufzubauen und eine lebendige Gesellschaft zu entwickeln. In Wissenschaft und Wirtschaft gibt es Errungenschaften, die sich sehen lassen können, so zuletzt auch wieder einen Nobelpreis in Chemie. Das will ich mit meinem Team hier in Österreich zeigen.

Kennen Sie das Bild der Österreicher zu Israel und wenn ja, sind Sie damit zufrieden?

Ich kenne es einigermaßen, nicht gut genug. Ich bin jedenfalls froh, dass mein Vorgänger, Botschafter Dan Ashbel, so viel unternommen hat und dafür auch den Titel eines „Kommunikator des Jahres 2008“ bekommen hat. So soll es sein. Ich hoffe, dass alle Israelischen Botschafter Kommunikatoren des Jahres werden, wo immer sie sind und sein werden.

Die österreichische Delegation ist bei der Rede Ahmadinejads vor der UNO sitzen geblieben. Was sagen Sie dazu?

Ich empfinde hauptsächlich Enttäuschung, denn der Iran ist mittlerweile eine Gefahr, die nicht nur Israel bedroht, sondern die gesamte

„Israel ist so viel mehr als nur ein Konflikt, auch wenn uns Spannung und Terror seit der Entstehung des Staates begleitet haben.“



internationale Gemeinschaft. Ich bin froh darüber, dass diese Tatsache inzwischen weitgehend klar geworden ist. Bedrohung wird normalerweise anhand zweier Faktoren festgestellt, nämlich der Absichten und der Fähigkeiten. Wenn ein 5-jähriges Kind im Kindergarten morgen erklärt: „Ich will die Welt erobern“, wird man vielleicht nicht sehr erfreut sein über eine solche Äußerung, aber wissen, dass nicht viel dahintersteckt. Wenn die Schweiz, ein neutrales Land, morgen ein nukleares Programm beginnt, wird man vielleicht auch nicht sehr erfreut darüber sein, als eine Bedrohung wird man das jedoch nicht verstehen.

Aber wenn Ahmadinejad, der immer wieder erklärt, er wolle Israel von der Landkarte fegen, wenn einer, der über eine der größten Armeen der Welt verfügt, ein nukleares, militärisches Programm betreibt und Raketen von 3.000 und 5.000 km Reichweite entwickelt, kommen Absichten und Fähigkeiten zusammen, die eine klare Bedrohung bedeuten. Ich war enttäuscht, als die österreichische und andere Delegationen der Rede Ahmadinejads einfach zuhörten. Jemandem zuhörten, der versucht, eine Atombombe zu entwickeln, Raketen zu bauen, einem zuhörten, der den Holocaust leugnet und den jüdischen Staat vernichten will. Als Israeli und als Jude ist es für mich eine Enttäuschung, wenn so jemand für salonfähig gehalten wird und ich werde versuchen, das politisch und diplomatisch zum Ausdruck zu bringen.

Ihr Außenminister war in Wien, gab es da schon eine Gelegenheit, das auch offiziell mit dem österreichischen Außenminister zu besprechen?



Ja, es gab ein offizielles Gespräch und wir sind dem österreichischen Außenminister Spindelegger dankbar für die Gelegenheit dieses Gesprächs mit Außenminister Avigdor Lieberman. Es war klar, dass das Thema Iran zur Sprache kommen wird und ich kann sagen, dass die beiden Minister einen guten und nützlichen Austausch zu diesem Thema hatten.

Avraham Burg schreibt in „Hitler besiegen“, die Israeli sollten sich von der gemeinsamen Identität der Shoah lösen, um frei zu werden und nicht immer auf dieses Thema fokussiert zu sein. Wie ist Ihre persönliche Meinung dazu und wie ist die Aufnahme in Israel, welche Diskussion läuft dazu?

Das ist natürlich ein Thema, über das viele Diskussionen geführt worden sind und sie finden immer noch statt. Ich glaube, hier ist es schwer, eine ganz klare, einheitliche Meinung zu bekommen. Es leben noch Menschen in Israel, die den Holocaust erlebt haben, Überlebende des KZ. Meine Großmutter, die vor einem Jahr gestorben ist, hat Auschwitz überlebt. Meine Mutter musste aus Deutschland fliehen, einzig und allein, weil sie jüdischer Herkunft ist. Ich bin zwar in einer Familie groß geworden, die mit dem modernen Deutschland gut leben kann, aber dass es persönliche, gefühlsmäßige Ressentiments immer noch gibt, das ist doch ganz natürlich. Klar hat Burg das Recht, seine Meinung zum Ausdruck zu bringen, aber ich kann ihnen versichern, dass sein Vater (Anm. der Redaktion: Josef Burg, vielfacher israelischer Minister und Vorsitzender der Nationalreligiösen Partei) sicherlich alles anders gesehen hätte, würde er heute noch leben. Er kam aus

Dresden, für ihn war der Holocaust eine der schlimmsten Ereignisse in seinem Leben.

Ich stimme zu, wenn man sagt, dass das moderne Israel sich nicht nur mit dem Holocaust befassen darf. Wir sind ein moderner Staat und leben im 21. Jahrhundert und die Wirtschaft, die Wissenschaft, die Kultur, auch die heutige Politik sind wichtig. Die Politik in Israel, im Nahen Osten und der ganzen Welt wird nicht nur aufgrund der Geschichte gemacht. Aber dieser Teil der Geschichte des jüdischen Volkes, dieser Teil der Geschichte Europas und der israelisch-jüdisch-europäischen Beziehungen wird immer von Bedeutung bleiben. Die Frage ist „Wie geht man damit um?“ Ich glaube nicht, dass es richtig wäre jetzt zu sagen, der Holocaust oder die Geschichte interessiert uns nicht mehr. Ich glaube, es war Richard von Weizsäcker, der meinte, dass wir nur eine Zukunft haben, wenn wir uns an unsere Vergangenheit erinnern. Das heißt nicht, dass man jeden Tag nur an der Vergangenheit festhalten soll, aber dass sie eine Rolle in unserem Leben spielt, das ist nun mal eine Tatsache.

Könnte man sagen, weil Israel sich stark auf den Holocaust bezieht, zieht die Gesellschaft daraus eine Art moralische Rechtfertigung, Konflikte ausschließlich kriegerisch anzugehen? Oder anders: Versucht Israel in ausreichendem Maß eine friedliche Lösung zu finden?

Ich war Panzeroffizier auf den Golanhöhen 1973 im Jom-Kippur-Krieg, ich wurde in diesem Krieg auch verletzt. Ich habe viele Freunde verloren und wenn mit mir über Krieg und Schlachtfelder gesprochen wird, dann hat das mit dem Holocaust überhaupt nichts

zu tun, sondern mit meinen persönlichen Erfahrungen.

Wenn es um einen gewaltsamen Konflikt geht, gibt es verschiedene Meinungen darüber, wie das Problem am besten gelöst werden kann. Ich glaube, dass in Israel und auch in den Nachbarländern klar geworden ist, dass diese Konflikte nicht militärisch gelöst werden können. Aber das heißt noch lange nicht, dass wir auf unser Selbstverteidigungsrecht verzichten. Ich bin in Ashkelon groß geworden, einer Stadt unweit des Gazastreifens. Die Schule, in der ich gelernt habe, dass man friedliche Lösungen suchen soll, dass Koexistenz die beste Lösung in allen Konflikten ist, diese Schule wurde von einer Rakete getroffen, die aus dem Gazastreifen abgefeuert wurde. Abgefeuert von Leuten, die von einem Zusammenleben nichts wissen wollen. Und da müssen wir uns schon verteidigen dürfen.

Aber wie schaut dann die Lösung aus?

Wie löst man einen gewaltsamen Konflikt? Als Israeli habe ich oft den Vorwurf gehört, wir Juden wären doch selbst Opfer gewesen und müssten anders vorgehen. Da sage ich aber schon: Auschwitz und Dachau waren nicht als eine Erziehungsanstalt für das jüdische Volk gedacht.

Meine Großmutter, die auch in Auschwitz war, hat mir immer gesagt, „Ich will mit den Deutschen nichts mehr zu tun haben. Ich kaufe keine deutsche Ware, ich fahre nicht nach Deutschland, ich will sie einfach nicht sehen.“ Meine erste Aufgabe als Diplomat führte mich nach Bonn am Rhein. Sie hat mich zu sich gerufen und gesagt: „Du weißt, wie ich zu Deutschland stehe, daran kann man nichts mehr

„Ich wünsche mir, dass unsere noch nicht geborenen Enkelkinder keinen Krieg mehr erleben werden.“



ändern. Ich war in Auschwitz, aber du jetzt, als ein gebürtiger Israeli zweiter Generation, ich finde es genau richtig und gut, dass du jetzt nach Deutschland gehst, um die Brücken wieder zu schlagen, damit die Zukunft nicht mehr so wird, wie ich die Vergangenheit erlebt habe.“ Ich glaube, dass viele Juden, die in Israel geboren sind, genauso denken. Nur werden wir uns weiterhin verteidigen, weil wir es tun müssen, und gleichzeitig werden wir versuchen, den Dialog und den Frieden zu erreichen. Das ist genau das Thema, das für uns Israelis von existenzieller Natur ist. Als Offizier habe ich auf den Golanhöhen viele Freunde meiner Militäreinheit, Freunde meiner Generation verloren. Dann wurde ich Diplomat und hatte das Privileg, bei fast allen Kapiteln des Friedensprozesses dabei zu sein. Zeitweilig war ich Mitarbeiter von Yosef „Yossi“ Beilin, des Initiators der Oslo-Gespräche, und ich habe mich bemüht, nicht nur für mich oder für uns Israelis, sondern für alle Menschen im Nahen Osten Frieden zu erreichen. Wer wie ich aus einem Panzer geschossen hat, weiß genau, was geschieht, wenn ein anderer Panzer getroffen wird. Ob da jetzt ein Israeli drinnen sitzt oder ein Syrer, das macht keinen Unterschied, nicht für die Person, nicht für seine Mutter in Damaskus oder in Tel Aviv. Deswegen war ich froh, dass ich die Gelegenheit bekam, beim Friedensprozess mitzumachen. Leider gab es bis jetzt mehr Enttäuschungen als Erfolgserlebnisse, aber wir haben die Hoffnung nicht aufgegeben. Wir versuchen unser Bestes, obwohl es andere in der Region immer noch vorziehen, in einem Panzer zu sitzen.

Was sind Ihre persönlichen, familiären Wünsche?

Mein Vater war schon vor dem Zweiten Weltkrieg im Heiligen Land, ging als Freiwilliger in die jüdische Brigade der Englischen Armee. Er kämpfte gegen Rommel, in Nordafrika, in Italien, später kam er als Besatzungssoldat nach Köln. Als englischer Besatzungssoldat wurde er 1946 entlassen, daraufhin ging er nach Tel Aviv zurück und kämpfte zwei weitere Jahre gegen die Engländer im Heiligen Land, um die Unabhängigkeit zu erlangen. Dann kam der Krieg mit all unseren arabischen Nachbarn und er wurde wieder Soldat, diesmal in der Israelischen Armee. Er hoffte so sehr, dass sein Sohn nicht mehr kämpfen würde müssen. Das hat sich leider nicht erfüllt.

Dann war es an mir zu hoffen, dass meine Söhne nicht mehr kämpfen bräuchten. Doch auch sie mussten Israel verteidigen. Jetzt gilt all unser Wünschen der Hoffnung, dass unsere noch nicht geborenen Enkelkinder keinen Krieg mehr erleben werden. Das wäre so wichtig, nicht nur für uns, sondern für alle Menschen in Israel und der gesamten Region.

Aviv Shir-On wurde am 31. Oktober 1952 in Israel geboren. Seine Frau Arnona hat er auf der Hebräischen Universität von Jerusalem kennengelernt, wo er Internationale Politikwissenschaft studierte. Seit 1978 ist er Diplomat, er war unter anderem in Washington, Bonn und Bern stationiert. Von 1997 bis 2000 amtierte er als Pressesprecher des Israelischen Außenministeriums. Er hat an mehreren internationalen Friedensgesprächen teilgenommen. Arnona und Aviv Shir-On haben drei erwachsene Söhne, von denen zwei in New York leben. Der Jüngste hat soeben seinen Wehrdienst in Israel abgeschlossen.

Ein Postzionist auf der Wiener Couch

Das Bruno Kreisky Forum für internationalen Dialog lud gemeinsam mit NU zu einem intimen Diskussionsabend mit Avraham Burg, Autor des umstrittenen Buches „Hitler besiegen“.

VON BARBARA TÓTH

Die Juden sind besessen vom Holocaust, der Zionismus ist eine Lebenslüge und der Staat Israel lässt sich mit der Weimarer Republik vor der Machtergreifung Hitlers vergleichen. Das sind nur drei der Kernthesen Avraham Burgs. Würde diese Sätze ein anderer sagen, müsste er sich wohl einen Antisemiten schimpfen lassen. Burg, prominenter israelischer Ex-Politiker, rührt an Tabus, und das mit großer Lust am Formulieren.

Seitdem sein Buch „Hitler besiegen. Warum Israel sich endlich vom Holocaust lösen muss“ vor zwei Jahren in Israel erschienen ist, gilt er den meisten in seiner Heimat als Persona non grata, einigen wenigen jedoch als Prophet für ein neues israelisches Selbstverständnis, das sich nicht mehr ausschließlich durch die Shoah definiert. Was anstelle dieses Vermächtnisses treten soll, bleibt bei ihm allerdings im Unklaren, weswegen Burg auch mit dem Attribut „Post-Zionist“ versehen wurde – einer, der das herrschende Regime verteufelt, aber das kommende noch nicht benennen kann.

Burg polarisiert, Burg läuft natürlich auch Gefahr, Applaus von der falschen Seite zu bekommen. Und aus diesen Gründen war die Präsentation der deutschen Ausgabe seines Werkes in Deutschland schon delikat genug. Für Österreich entschied sich der Verlag, den Autor und sei-

ne Thesen im Rahmen eines Kamingesprächs in Kooperation mit dem Bruno Kreisky Forum für internationalen Dialog und NU vorzustellen. Eine Entscheidung, die es rund dreißig geladenen Gästen ermöglichte, einen der kontroversiellsten und gleichzeitig einnehmendsten Denker Israels an einem symbolischen Ort kennenzulernen: im Salon jener Villa, die einst von Bundeskanzler Bruno Kreisky bewohnt wurde.

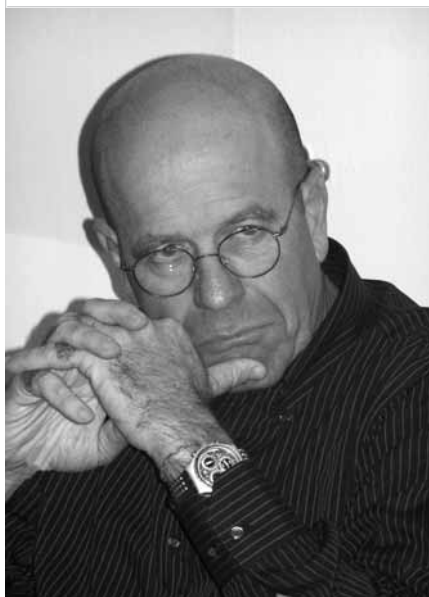
Burg ist ein athletischer Mann mit großer Körperspannung, der seinen Kopf auch schon einmal in beide Hände nimmt und sich ein paar Sekunden Zeit gibt, bevor er seine Antwort beginnt. NU-Chefredakteur Peter Menasse und NU-Mitbegründer Martin Engelberg führten das

Gespräch, das sich im Wesentlichen um die Hauptthesen seines Buches drehte.

„Hier mein Buch vorzustellen, ist anders als in Frankreich oder England“, versuchte Burg einleitend zu erklären, warum dieser Abend in Wien kein einfacher für ihn ist. Die letzten zehn Tage seien eine sehr schwierige Phase gewesen. In Berlin hatte Burg nicht nur sein Buch präsentiert, sondern war zwei Monate davor auch den Berlin Marathon gelaufen. Burgs Vater emigrierte 1938 von Dresden nach Palästina und gründete in den fünfziger Jahren die Nationalreligiöse Partei. Er war Minister in 19 Regierungen – von David Ben Gurion bis zu Schimon Peres. „Ich weinte während des Lau-

Buchautor Burg mit Peter Menasse und Martin Engelberg, die ihn im Kreisky Forum interviewten.





Burgs Aussagen polarisierten – auch das Wiener Publikum.

fens. Erstens wegen des Verlustes, als ich an den Orten vorbeikam, die mein Vater gekannt hatte. Zweitens, weil das Laufen wehtat. Und ich weinte drittens, weil ich hier sein konnte. Als Jude, der den Marathon läuft wie ein Goi. Ich rannte wie die Deutschen und Holländer.“

Diese Einleitung legte den selbstbewussten Grundton von Burgs Argumentation fest: Es ist hoch an der Zeit, dass sich Israel als Nation wie jede andere auch begreift. Als eine Nation, die das Gedenken an den Holocaust nicht für sich gepachtet hat, die nicht jeden aktuellen Konflikt in den Kontext der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie stellt. „Der Holocaust ist Teil der menschlichen Natur. Das ‚niemals wieder‘ gilt für alle Menschen, nicht nur für Juden. Israel ist heute eine Nation, die sich auf das Ius Sanguinis gründet. Auch wenn das für Wiener Ohren fürchterlich klingt. Es macht eben einen großen Unterschied, ob man heute ein Jude in Wien oder in Israel ist. Jüdisch-Sein darf sich nicht

mehr über Gene, sondern muss sich über Werte definieren.“

Wie er es als Sohn eines tieferreligiösen Juden mit der Religion halte, wollte NU-Redakteur Engelberg wissen, der auch Psychoanalytiker ist. „Legen Sie mich jetzt auf die Couch?“, scherzte Burg, bevor er eine ernst gemeinte Antwort gab: „Judaismus ist meine Kinderstube, aber nicht im Sinne einer Identität, sondern als Teil eines Universums, das für mich Kommunikation bedeutet.“ Sein Vater, der im Übrigen als eines von zwei Mitgliedern gegen die Hinrichtung Adolf Eichmanns im israelischen Kabinett gestimmt hatte, habe seine Kippa während politischer Sitzungen etwa nicht getragen. „Ich fragte meine Mutter, wie das möglich sein konnte“, erzählt Burg. „Damals fühlte er sich noch als Deutscher“ war ihre Antwort.“

Ari Rath, ehemaliger Chefredakteur der Jerusalem Post und engster Kenner der israelischen Politik, stellte dann die Frage, die sich vielen Zuhörern nach Burgs Einleitung aufdrängte. Wenn Burg so überzeugend von seinen Ideen für ein besseres Is-

rael sprechen kann, warum hatte er sich dann aus der Politik zurückgezogen? Immerhin war Burg mehrere Jahre Chef der Jewish Agency gewesen, die, wie es die Neue Zürcher Zeitung formuliert, so etwas wie der „operative Arm des Zionismus“ ist. Er war Sprecher der Knesset, des israelischen Parlaments. 2001 kandidierte er für den Vorsitz der Arbeiterpartei, scheiterte aber. 2004 zog er sich aus der Politik zurück. Schon davor hatte er im britischen Guardian mit einem Artikel über sein neues Lebensthema „The End of Zionism“ Aufsehen erregt. „Ich zog mich zurück, weil ich nachdenken und schreiben wollte. Ich hatte realisiert, dass Israel ein sehr effizient verwaltetes Reich ist, dem aber die Perspektiven fehlen. Ich will eine neue Vision entwickeln, einen Spirit. Ich will das aktuelle Koma, intellektuell wie gesellschaftlich, in Israel herausfordern. Vielleicht werden mir einige folgen“, lautet Burgs Antwort.

Für alle, für die Burgs Aussagen schwer verdaulich waren, hatte er eine versöhnliche Erklärung parat: „Ich liebe eben Polemiken. Nicht die Wiener Art davon, die richtigen.“



Avraham Burg, „Hitler besiegen. Warum sich Israel endlich vom Holocaust lösen muss“. 22,90 Euro / 280 Seiten. Campus Verlag, Frankfurt am Main 2009

„Avraham Burgs Buch, das dem Autor auch in der Diaspora den Widerwillen und die Abneigung vieler mit Israel verbundener Menschen eintragen wird, ist eine unumgängliche Lektüre – nicht zuletzt für alle jene, die nach wie vor der Meinung sind, dass der zionistische Staat Israel der einzig legitime Erbe der jüdischen Geschichte sei.“ Neue Zürcher Zeitung

Der Autor:

Avraham Burg, 54, wuchs in Rehavia, dem „Kleindeutschland“ Jerusalems, auf. Sein Vater Shlomo Yosef flüchtete 1938 aus Dresden nach Palästina und brachte es zum längstdienenden und beliebtesten Minister des israelischen Kabinetts. Anfang der achtziger Jahre trat Burg selbst erstmals in die Öffentlichkeit – als Aktivist von Peace Now. Religiös und weltoffen galt er über Jahre als kommender Mann der Arbeiterpartei. Nachdem er 2001 vergeblich um den Vorsitz seiner Partei kandidiert hatte, zog sich der glücklich verheiratete Vater von sechs Kindern aus

Im Westen nichts Neues

Der Vorarlberger FPÖ-Chef Dieter Egger hat den Beweis erbracht: Mit unverhohlenem Antisemitismus lassen sich in Österreich noch immer Wahlen gewinnen. Nun könnte er gar Bürgermeister der historischen Judenstadt Hohenems werden.

VON STEFFEN ARORA (TEXT) UND ANDREAS UHER (FOTOS)

Hohenems hat schon bessere Zeiten erlebt. Darin sind sich die beiden Herren, Ende fünfzig, die gemeinsam die Bauarbeiten am Ufer des Emsbaches beobachten, einig. Wie fast immer an solchen Herbsttagen, liegt dichter Nebel über der Kleinstadt im Vorarlberger Rheintal. Die Sonne, die irgendwo über dieser feuchtkalten Suppe strahlt, taucht den Ort in diffuses, gelbgraues Licht. Ab und zu reißt die Nebeldecke kurz auf und gewährt einen Blick auf den majestätischen Schlossberg. Zu seinen schroffen Füßen, im Stadtzentrum, liegt der Schlossplatz. Die dortige Baustelle am Ufer des Emsbaches dient Männern fortgeschrittenen Alters als beliebter Treffpunkt. Rund um die Gitterzäune stehen Herren, meist mit Hut und in Kleingruppen, um zu tratschen. Meistens geht es dabei um Politik, denn im März soll ein neuer Bürgermeister gewählt werden. Mit ihrem jetzigen, ÖVP-Stadtoberhaupt Richard Amann, sind viele, selbst eingefleischte Schwarze, unzufrieden. Die Kleinstadt ist fast pleite, 36 Millionen Euro Schulden lasten auf der Gemeindekasse. Statt etwas für die Allgemeinheit zu tun, so der Vorwurf, verwirkliche sich der Bürgermeister lieber mit sinnlosen Großprojekten



Der Leiter des Jüdischen Museums Hohenems, Hanno Loewy. Seit den Vorarlberger Wahlen als „Exiljude“ in ganz Österreich bekannt.

selbst. Auch der rundlichere der beiden Herren am Bauzaun ist unzufrieden: „Der Egger wäre schon gut für Hohenems. Auf jeden Fall besser als der jetzige Bürgermeister. Und ich bin normalerweise ein alter ÖVPLer.“ Die Rede ist von Dieter Egger, „Emser“ und Landesparteiboss der Vorarlberger FPÖ, der im Sommer als Antisemit mit einem Schlag österreichweite Bekanntheit erlangte und sich nun mit dem Gedanken spielt, Bürgermeister von Hohenems, Vorarlbergs einstigem jüdischen Zentrum, zu werden. Wenngleich er sich offiziell noch nicht festlegen will: „Das hat Zeit. Meine Entscheidung, ob ich für das Amt des Hohenemser Bürgermeisters kandidieren werde, gebe ich in den kommenden Wochen bekannt.“

Es war im August: Beim Auftakt zum Landtagswahlkampf der Vorarlberger FPÖ in seiner Heimatstadt greift Spitzenkandidat Dieter Egger bei einer Verbalattacke gegen den Direktor des hiesigen Jüdischen Museums, Hanno Loewy, tief in die Antisemitismuskiste. Der „Exil-Jude aus Amerika in seinem hochsubventionierten Museum“ habe sich nicht in die Vorarlberger Innenpolitik einzumischen. Loewy hatte zuvor in einem offenen Brief die polemischen Wahlplakate der FPÖ mit dem Slogan „Elterngeld für heimische Familien“ kritisiert. Die Aufregung ob Eggers antisemitischer Replik war groß. Plötzlich war der bis dato unscheinbare FPÖ-Chef weit über die Grenzen des Ländle hinaus bekannt. Als Antisemit zwar, aber immerhin. Die zweifelhafte neue Berühmtheit gereichte Egger in seiner alemannischen Heimat zu einem veritablen Wahlerfolg im September: zweitstärkste Partei mit über einem Viertel der Stimmen. Ihr bestes Ergebnis erzielten die Freiheitlichen in Eggers und Loewy



„Das hat Zeit. Meine Entscheidung, ob ich für das Amt des Hohenemser Bürgermeisters kandidieren werde, gebe ich in den kommenden Wochen bekannt.“

Dietmar Egger

wys Heimatstadt Hohenems. Ausgerechnet in Vorarlbergs ehemals jüdischem Zentrum hielt offener Antisemitismus 37,98 Prozent der Wähler nicht davon ab, Egger ihre Stimme zu geben. Zugleich fuhr die ÖVP mit 39,78 Prozent in ihrer einstigen Hochburg Hohenems das schlechteste Landesergebnis ein. Doch der Triumph wurde zum Pyrrhussieg. Denn VP-Landeshauptmann Herbert Sausgruber kündigte seinem langjährigen Koalitionspartner FPÖ wegen Eggers Aussage und seiner Weigerung, sich dafür zu entschuldigen, die Zusammenarbeit auf. Der ehemalige FP-Landes-

rat fristet mit seiner Fraktion seither das wenig erquickende Dasein auf der Oppositionsbank.

Viele Emser, so auch die beiden Herren am Bauzaun, würden „ihren Dieter“ lieber auf dem Bürgermeistersessel sehen. „Das wurde doch alles nur von den Medien aufgebauscht“, wiegeln sie Fragen zum Antisemitismus-Vorwurf gegen Egger ab. 80 Prozent der Emser würden die Meinung des FP-Chefs teilen, sagen sie: „Nur traut es sich niemand zu sagen.“ Der Dieter sei schließlich „einer der Unsrigen“. Für Mitbürger Loewy haben sie weniger Sympathien übrig: „Der ist im Ort unbeliebt. Und überhaupt ist der nicht von hier, ein Exil-Jude eben.“ Das sei im Übrigen kein Schimpfwort, erklärt der rundlichere der beiden Herren am Bauzaun: „Das ist so, wie wenn ich ‚Scheiß-Steirer‘ sage. Da würde niemand so beleidigt tun.“ Ein dritter Herr stößt zur Runde dazu. „Die sind ohnehin viel zu empfindlich. Wo es *denen* doch eh so gut geht.“ Mit seinen behandschuhten Händen deutet er in Richtung des alten jüdischen Viertels, wo noch die prachtvollen Bürgervillen stehen, in denen *die* einst lebten.

Dass seit der Nazi Herrschaft vor gut 70 Jahren keine Juden mehr in Hohenems leben, lassen die Herren am Bauzaun unerwähnt. „Für Antisemitismus braucht es aber auch keine Juden“, erklärt dazu der Innsbrucker Politologe Reinhold Gärtner. Diese Ressentiments haben hierzulande eine derart lange Tradition, dass sie auch ohne direktes Feindbild funktionieren. Im Falle von Hohenems genügte einige gut erhaltene Prunkvillen, die im Kontrast zum sonst tristen Ortsbild stehen, sowie ein erfolgreicher Museumsdirektor, um den alten Hass aufflammen zu lassen. Gärt-

ner glaubt, dass Eggers Angriff auf Loewy durchaus von Kalkül geleitet war: „Weil mit Antisemitismus in Österreich immer noch Wählerstimmen zu gewinnen sind.“ Zugleich relativiert er aber: „Der Wahlerfolg der FPÖ in Vorarlberg ist sicher nicht allein dieser Aussage zuzuschreiben. Die Blauen hatten bei den Wahlen 2004 einen Tiefpunkt erreicht und zu einem gewissen Teil einfach nur ihre alte Stärke wiedererlangt.“ Eine Aufarbeitung der eigenen Geschichte sei nach wie vor überfällig, so Gärtner.

Hanno Loewy, seit gut fünf Jahren Hohenems' einziger jüdischer Bürger, rauft sich schon beim Gedanken an einen möglichen Bürgermeister Dieter Egger die wuschelige Mähne: „Was für ein Horrorszenario ...“ Denn mit der Tirade des FP-Chefs gegen seine Person und dessen sturen Beharren auf derselben wurde Antisemitismus in Vorarlberg wieder ein Stück weit gesellschaftsfähig. Und das ausgerechnet in Hohenems, dessen einst 600 Mitglieder umfassende jüdische Gemeinde zwischen 1617 und 1938 eine der bedeutendsten im süddeutschen Sprachraum war. Für den Leiter des Jüdischen Museums steht fest: „Es wäre besser gewesen, Egger hätte das nie gesagt.“ In der bürgerlichen Gesellschaft gebiete die Höflichkeit, sich nicht immer zu sagen, was man von einander hält: „Mir ist ein Antisemit, der die Klappe hält, immer noch lieber als einer, der sie aufreißt.“ Er wolle gar nicht wissen, was all die Leute wirklich denken. Mit seiner verbalen Grenzüberschreitung habe Egger der politischen Kultur im Land großen Schaden zugefügt. „Er hat unter seinen Anhängern die Hemmschwelle, was man öffentlich sagen kann, ohne sich zum völligen Idioten zu machen, deutlich erhöht.“ Loewy hätte sich



„Was für ein Horrorszenario! Dieter Egger hat die Hemmschwelle, was man öffentlich sagen kann, ohne sich zum völligen Idioten zu machen, deutlich erhöht.“

Hanno Loewy

von Egger eine Entschuldigung erwartet. Dafür sei es zwar schon zu spät, aber dennoch: „Er könnte sich wenigstens hinstellen und sagen: ‚Scheiße, so etwas hätte ich nicht sagen dürfen.‘“

Doch Dieter Egger denkt nicht im Traum daran, sich zu entschuldigen. „Ich war und bin immer der Paradeliberale der Vorarlberger Freiheitlichen gewesen. Wer mich kennt, weiß, dass ich mit Antisemitismus nichts am Hut habe.“ Warum er Hanno Loewy dann aufgrund dessen Religionsbekenntnisses angegriffen habe? „Loewy

hat mich und meine Partei zuerst angegriffen, und zwar in seiner Funktion als Direktor des Jüdischen Museums. Diesen offenen Brief hat er auf dem Papier des Jüdischen Museums geschrieben und er hat damit seine jüdische Herkunft als Verstärkung seiner Argumente eingesetzt. Ich habe mich nur verteidigt.“ Er, Egger, erwarte sich daher eine Entschuldigung von Hanno Loewy.

Antisemitismus wurde in Österreich nie mittels Vernunft besiegt. Im Gegenteil, die über Jahrhunderte tradierten Vorurteile gegen Juden sind noch immer Teil der österreichischen Seele. Wie Egger eindrucksvoll bewiesen hat, lässt sich mit einer Portion Judenhass sogar gewinnbringend Politik machen. In Hohenems, wo Egger bald Bürgermeister werden könnte, stößt sich kaum jemand daran. Hinter vorgehaltener Hand pflichten ihm die meisten sogar bei. Nur eine Ladenbesitzerin unweit des Jüdischen Museums gerät ob der Sympathien ihrer Mitbürger für Dieter Egger in Rage. „Ja spinnen die denn?! Es ist zum Schämen!“, echauffiert sich die blonde Dame wild gestikulierend. Es sei der pure Neid, schimpft sie, der die Emser auf Eggers Seite gebracht habe: „Weil der Hanno halt geschickt ist im Geld lukrieren und das Museum gut läuft.“ Ob Egger Chancen auf den Bürgermeistersessel habe? „Ja, ich befürchte schon“, sagt die Mittvierzigerin und seufzt dabei. Am Ende des Gespräches, nachdem der Ärger der resoluten Dame wieder abgeflaut ist, senkt sie den Kopf und blickt etwas verlegen über ihre Brille hinweg. „Nur eine Bitte hätte ich. Erwähnen Sie meinen Namen nicht, wenn Sie darüber schreiben. Ich habe ein Geschäft hier und bin auf die Kundschaft angewiesen.“

Das Leder des Lebens

Die ganze Welt trägt Taschen von Robert Horn, ganz Wien kennt den Mann, der in kurzen Hosen mit Sakko durch die Straßen eilt. NU erzählte er, wie er zum Leder kam, warum er nicht nach Israel reist und wer seine Waren kauft.

EIN WERKSTATTBESUCH VON PETER MENASSE, UNTER MITARBEIT VON ANNINA BOTTESCH UND PETER RIGAUD (FOTOS)



Die Hindus wissen das Leder zu schätzen. Schließlich durchwandern nach ihrer Glaubensvorstellung die Menschen immer wieder und auf ewig die Weltzeitalter. Das kann schon ans Schuhwerk gehen und so findet sich denn auch der Hindu-Spruch: „Aller Reichtum gehört dem zufriedenen Geist. Ist nicht jenem die ganze Erde mit Leder bedeckt, dessen Füße in Schuhen stecken?“

Mit Robert Horns Werkstätte im Wiener Bezirk Margareten hätten die sanften Inder ihre wahre Freude. Was nur irgend aus Leder sein kann, ist dort auch aus Leder. Im Lager liegen die zugeschnittenen, gegerbten Tierhäute in allen Farben, der Lampenschirm in Horns Büro, ja selbst der klassische Bürostuhl ist mit jenem Leder bezogen, das Wiens berühmtester Hersteller von handgearbeiteten „Kleinlederwaren“ für seine Handtaschen und anderen Accessoires verwendet. Zum Handwerk ist Horn über lange Umwege gekommen. Fast ein „Weltzeitalter“ hat er gebraucht, bis er seine Bestimmung erkannte. Nach der Matura ging er auf die Uni, um dort ein Studium der Geschichte zu beginnen, und gründete sofort auch eine der ersten Wohngemeinschaften im Wien der 1970er Jahre. Grund war seine „jiddische Mamme“, die ihr einziges

Kind gleichermaßen verwöhnte wie einengte. „Man musste sich entfernen, damit man überhaupt atmen konnte. Aber ich bin glücklich, dass sie so war, weil mittlerweile weiß ich: Viele Menschen haben das Problem, dass sie nicht wahrgenommen wurden als Kind. Das habe ich wahrlich nicht gekannt.“

Der Fortlauf des Studiums ähnelte dann mehr dem langen Gang der Hindus durch die Jahrhunderte als dem heute üblichen Konzept effizienten, wettbewerbsorientierten Absolvierens. „Ich habe ein paar Jahre auf der Universität verbracht, ohne einen Abschluss, weil das war damals unter den besseren Menschen nicht üblich, da hat man andere Dinge gemacht, da hat man Vorlesungen gestört und nicht Vorlesungen absolviert“, erzählt Horn von einer bewegten Zeit. Später gründete er mit Freunden das „Wiener Filmkollektiv“ und dann auch eine Truppe, die in den Straßen der Stadt Theater spielte.

So vergingen jene Jahre, die andere nutzten, um zu Historikern, Ärzten oder Journalisten zu werden, und der inzwischen 35-jährige Robert stand mit einem Mal ernsthaft vor der Frage, wie sein Leben denn eigentlich weitergehen sollte. Ein nochmaliger Versuch an der Universität scheiterte spektakulär: „Ich habe als Mittdreißiger schon ein bisschen so ausgesehen wie heute. Gehe ich also auf die Uni und frage dort den Portier: Wo ist denn da die Inskription? Der schaut mich an und fragt: Seniorenstudium? Da war ich so angefressen, dass ich hinausgegangen bin. Seniorenstudium mit 35! Vielleicht habe ich ausgesehen wie 48, das versteh ich schon, aber ‚Seniorenstudium‘?“ Als er dann ernsthaft darüber nachdenkt, welchen Beruf er ergreifen sollte, kommen ihm die Erfahrungen seiner Kindheit zugute. Als kleiner Bub durfte er mitunter den Vater zum Schuhmacher begleiten und



Thomas Mann und seine Frau Katia. Die Tasche auf dem Foto baute Horn nach.

sah dort die große, weite Welt der handgemachten Schuhe. Auf die Frage, wann er denn auch einmal ein solches Paar habe dürfe, antwortete der Vater stets, dass er so lange warten müsse, bis seine Füße nicht mehr wüchsen. Das löste einen so sehnlichen Wunsch im kleinen Robert aus, dass er oft stundenlang beim Schuster saß und ihm beim Nähen des Schuhwerks zuschaute. Als er jetzt nach dem Fiasko des „Seniorenstudiums“ mit einem Freund beratschlagte und ihn fragte: „Von was verstehe ich was? Sag du es mir“, antwortete dieser wie aus der Pistole geschossen: „Also von handgemachten Schuhen verstehst du die Läng!“

Und so begann der Eintritt in die Lederwelt mit einem Marketingprojekt für Wiener Maßschuhe. Die Lust auf Schuhe mündet bei Horn in eine eigene, kleine Philosophie: „Spaziergangsschuhe sind verdreckt, nach dem Regen getrocknet, schauen schiach aus. Wenn man sie dann nimmt und putzt, sind sie eine Viertelstunde später schöner, als sie es vorher waren. Wo hab ich noch ein Erlebnis, wo es nachher besser ist als vorher? Nie! Beim Sex, beim Essen? Keinesfalls. Und das war einer der Gründe, die mich in diesen Beruf gebracht haben. Die erstklassigen Schuhe sind später schöner als vorher!“



Nach einiger Zeit wurde Robert Horn dann aber klar, welche logistischen Probleme mit dem Schuhhandel verbunden sind. Weil nicht jeder die gleiche Fußgröße hat, muss rund zehn Mal so viel Ware auf Lager genommen und finanziert werden wie bei genormten Produkten. Also begann der Jungunternehmer, aus dem Kalbsleder, dem „Scotchgrain“, das er für die Schuhe verwendet hatte, Handtaschen, Portemonnaies und Schlüsseltaschen zu erzeugen, im Stil „wie sie mir gefielen“. So entstand auf völlig unspektakuläre Weise eine Kollektion, die weit über Österreich hinaus bekannt wurde und in Qualität und Image mit den berühmtesten Marken mithalten kann. „Ich bin das Zwergerl“, sagt Horn nicht ohne Koketterie, „aber meine Konkurrenz sind so Luxusmarken wie Hermès oder Louis Vuitton.“

Das Design der Horn-Edition hat zwei Väter. Der eine ist der leibliche Vater von Robert Horn, ein Mann von erlesenem Geschmack, der nicht nur die vom Sohn so begehrten Maßschuhe trug, sondern auch bei Koschier nähen ließ, dem nach Ansicht von Horn besten Schneider seiner Zeit. Die zweite Prägung erfuhr er von Adolf Loos, der einmal sagte, dass der moderne Mann sich in der modernen Zeit englisch kleide. Die schlichte, funktionelle Form und der Zuschnitt auf individuelle Bedürfnisse sind die Markenzeichen der Taschen mit dem „R-Horns-Logo“. „Konservativ ist wieder voll im

Trend“, wirbt neuerdings ein österreichisches Bankinstitut. Horn weiß das schon lange, ganz im Sinne einer Definition, die von Werner Schneyder stammt: „Konservativ heißt, das Gute zu bewahren.“

Inzwischen haben die Produkte des Taschners Kultstatus erreicht. So bestellte Michael Haneke für den Film



„Die Klavierspielerin“ eine Spezialanfertigung des Modells „Burgtheater“ für das Messer, das Erika sich am Ende in die Schulter rammt. Auch in Stefan Ruzowitzkys „Die Fälscher“ kommt eine Horn-Tasche, wenn auch ohne Logo, ins Bild. „Da sehe ich doch glatt, dass einer mit meiner Tasche in die Bank geht. Und denke mir, die hat es 1942 ja noch gar nicht gegeben.“

Auch die berühmt gewordene rote Tasche des Alfred Gusenbauer stammt aus seiner Werkstatt und schließlich hat Horn erst vor Kurzem Franz Fischler mit einem schon ein wenig abgetragenen Modell gesehen. Er hat volles Verständnis für die abgewetzten Kanten an des viel beschäftigten Mannes Tasche, auch wenn die Pflege, wie er versichert, ganz einfach ist. Schuhcreme, die prinzipiell geeignet wäre, empfiehlt er nicht, weil die Kleidung darunter litte. Besser sei es, die Tasche wie die eigenen Hände mit einer milden Creme einzuschmieren. Beide, Hände wie Tasche, würden dann nicht rau und rissig werden.

Vor einiger Zeit fiel dem Taschenerzeuger ein Foto von Thomas Mann und seiner Frau Katia aus den 1920er Jahren in die Hand. Der Schriftsteller steht mit überkreuzten Beinen im eleganten Mantel da und hält eine Tasche in der Hand. Darauf beschloss Horn, das Modell nachzubauen und hat so erreicht, dass jetzt auch Thomas Mann posthum zu seinem

Mit Israel verbindet Horn eine unglückliche Beziehung: „Was soll ich in einem Land, in dem es 50 Grad hat? Ich brauche das nicht.“

Kunden geworden ist. Die Modelle tragen allesamt klingende Namen, wie Bellaria, Kobenzl, Burgtheater oder Audrey. Die Tasche Jonathan ist nach einem New Yorker Psychiater benannt, der sein ganz eigenes Modell bei Horn anfertigen ließ. Seit der Meister des Leders selbst einen Mops namens Hugo in seinen Haushalt genommen hat, erzeugt er auch Hundetaschen und Zubehör, die unter dem Markennamen „For the dog“ in der Neuen Galerie in New York reißenden Absatz finden.

Als jüdischer Handwerker will Robert Horn nicht bezeichnet werden. Er mag so nicht „aussortiert“ werden. „Nach dem Adolf kann man so was nicht machen, einfach alle Juden rechts raus.“ Seine Mutter war eine der wenigen, die Auschwitz überlebt hatten. Der Vater war auf Oskar Schindlers Liste gestanden und konnte entkommen. Sein Vater sei eines Tages aus der Baracke gekommen, erzählt Horn so routiniert, wie man das von oft wiederholten Familiengeschichten kennt, habe den besoffenen Schindler gesehen und sogleich schreckliche Angst bekommen, dass seine letzte Stunde geschlagen habe. Aber Schindler sagte nur: „Ja du glaubst, ich bin angesoffen, aber ich mach das nur wegen euch, mit den SS-Leuten saufen, damit ihr nicht abgeholt werdet.“ Als Horn 12 Jahre alt war, lernte er den Retter in der elterlichen Wohnung kennen, ohne damals wissen zu können, dass dieser später durch Steven Spielberg zu Heldenruhm gelangen würde.

Mit Israel verbindet Robert Horn eine unglückliche Beziehung. Er bezeichnet sich selbst als Hitze-Phobiker, der es immer kühl braucht. „Was soll ich in einem Land, in dem es 50 Grad hat? Ich brauche das nicht.“ Seine Abneigung gegen die Hitze hat ihn auch in Wien als Original bekannt gemacht. Robert Horn war der Erste, der mit kurzer Hose und Sakko durch



die Innenstadt eilte und sich so das Image eines Exzentrikers erwarb. Sein erster Besuch in Israel als 14-Jähriger gemeinsam mit den Eltern hatte seine Einstellung zum Heiligen Land für immer geprägt. Man hatte ihn mit einem Burberry und einem Tirolerhut ausgestattet, was die Annäherung an die Bevölkerung nicht eben einfach machte. Auch politisch ist er mit den Israelis nicht einverstanden. „Es sind das zwei Konfliktgegner, beide haben ein Anrecht auf das Gebiet und beide haben sich zu verschiedenen Zeiten deppert bekommen, zuerst die Araber, zwanzig Jahre später die Israelis. Und jetzt haben sie einen Pallawatsch beieinander. Wenn jemand auf Israel schimpft, bin ich angefressen. Aber das Konzept, finde ich, könnte nach hinten losgehen und alles kaputt machen.“

Am Ende unseres Gesprächs läutet das Mobiltelefon und es entspinnt sich ein Dialog, der typischer für Robert Horn nicht sein könnte:

Horn: „Hallo? Wer spricht? Wer spricht? Servus, ich kann jetzt nicht, schick mir ein Mail, es ist schlechter Empfang.“

Anrufer: „Ich wollte nur fragen, ob du mein Mail gekriegt hast.“

Horn: „Keine Ahnung. Schick mir doch einfach ein Mail.“

Anrufer: „Noch eins?“

Horn: „Ja, noch eins.“

Robert Horn ist ein zufriedener Geist, dessen Füße in handgenähten Schuhen stecken. Jeden Tag in der Früh liest er zwei bis drei Stunden in historischen Büchern, ohne von einem Universitätsportier gestört zu werden. Dann widmet er sich seinen eleganten Taschen. Würde er nicht voll Dynamik durch die Werkstätte eilen, man könnte ihn durchaus für einen in sich ruhenden Hindu halten, der gelassen auf dem genoppten Leder des Lebens dahinschreitet.

Rudolf Horn

Tel.: +43 1 513 82 94; Fax: +43 1 513 82 96
office@rhorns.com; www.rhorns.com

Filialen:

Stephansplatz 3	1010 Wien
Bräunerstraße 7	1010 Wien
Mahlerstraße 5	1010 Wien

Öffnungszeiten:

Mo.-Fr.:	10:00 - 18:30
Sa.:	10:00 - 17:00

Die Flucht vor dem Wiener Ghetto

Ernst Eisenmayer, Jahrgang 1920, ging mit Erich Fried zur Schule, schaffte es aus Dachau und konnte nach London emigrieren. Er lebte später in Carrara, Amsterdam und Wien. Doch nun musste er die Stadt verlassen. Denn in das neue Altersheim im geplanten Gemeinde-Zentrum hinter dem Prater wollte er keinesfalls.

VON RAINER NOWAK UND CLEMENS FABRY (FOTO)

„Haben Sie die erstaunlichen historischen Berichte im Buch ‚Der Jüdische Krieg‘ von Flavius gelesen?“ „Ähem, nein.“ Ein „Presse“-Redakteur kann das sagen: Ernst Eisenmayer beginnt die Konversation klassisch. Er lebt heute bei der Familie seiner Tochter in einem Kibbuz nahe der Küste bei Caesarea. „Hier gibt es entlang des Strandes einen gut erhaltenen Aquädukt und die großen

Ruinen der römischen Festung der Kaiser Vespasian und Titus aus dem frühen 1. Jahrhundert.“ Eisenmayer kommt fast ins Schwärmen, wenn er von seinem neuen Zuhause spricht.

Dabei kann Eisenmayer auch ganz anders, sich nämlich richtig in Rage reden und schreiben. Etwa, wenn es um den eigentlichen Grund seiner Übersiedlung nach Israel geht.

Der neben Arik Brauer prominenteste jüdische Maler aus Österreich hat Wien verlassen, weil er sich weigerte, in das neue jüdische Zentrum der Kultusgemeinde im beziehungsweise hinter dem Wiener Prater zu ziehen. Denn bisher wohnte, lebte und arbeitete er überwiegend zufrieden und glücklich im Seniorenheim der Gemeinde in Döbling. Er, der das KZ Dachau überlebte, werde sicher nicht freiwillig in ein neues jüdisches Ghetto in einer städtischen Wüste ziehen.

Maler Ernst Eisenmayer lebt derzeit bei der Familie seiner Tochter in einem Kibbuz nahe der Küste bei Caesarea“.



Und dass es sich um eine solche handelt, steht für Eisenmayer im NU-Interview fest: Er hat genau die Zahl aller Einrichtungen, Geschäfte und Institutionen erhoben, die es in Reichweite des bisherigen Standorts gibt, und am neuen nicht: Präzise zählt er die Anzahl von „ausgezeichneten chinesischen Restaurants“ (eines), Schuster (zwei), Drogerie (drei) und Bäckereien beziehungsweise Konditoreien (vier) auf. All das gebe es in „Ariel Muzicants neuer Trabantenstadt“, wie er sie nennt, nicht. Auf den Chef der Kultusgemeinde ist der prominente Wien-

„Ich werde sicher nicht freiwillig in ein neues jüdisches Ghetto in einer städtischen Wüste ziehen.“

Rückkehrer und mittlerweile Wieder-Emigrant Eisenmayer nicht gut zu sprechen: Im alten Zentrum habe er ihn einmal offiziell besucht. Er behauptete, dass dort bei großem Regen Wasser in die Zimmer sickere, „was einfach nicht richtig war, das Wasser ist Richtung Grinzinger Hauptstraße abgeflossen.“

Wie sehr sich Eisenmayer im Maimonides-Zentrum wohlfühlt haben muss, deutete ein Text von Michael Fleischhacker, Presse-Chefreporter, im Spectrum 2004 an. „Der Raum strahlt zugleich penible Ordnung und große Behaglichkeit aus, konzentrierten Geist und farbenfrohe Kreativität. Der Besucher spürt auf der Stelle, dass er nicht nur ein Zentrum der Israelitischen Kultusgemeinde im 19. Wiener Gemeindebezirk betritt, sondern zugleich einen Tresor, in dem die Geschichte des 20. Jahrhunderts aufbewahrt wird, in Texten, Fotografien, Bildern.“ Doch auch das ist nun Geschichte. Wirklich erzürnt hat Eisenmayer Muzicants Aussage, dass der Begriff Ghetto nicht automatisch negativ konnotiert sei. „Na so was, vielleicht sollen wir es auch wie Theresienstadt nicht so negativ konnotieren?“ Und: „Wenn selbst die Gemeinde einräumt, dass der Anfang schwierig werde, muss ich fragen: Wie lange dauert so ein Anfang? Zwei, vier oder zehn Jahre?“ Für die Bewohner des alten Zentrums also möglicherweise zu lange?

Dass noch Geld für die Sicherheitskosten fehle und dass diese so hoch seien, sieht der Maler als weiteren Beweis für die Sinnlosigkeit des neuen Zentrums: „Wenn das mit einer Mauer gesichert werden muss, weil es eine Zielscheibe für Terroristen ist, warum baut man es dann? Warum zieht man die Gefahr auf sich?“ Zudem argumentiert Eisenmayer mit einer grundsätzlichen Einstellung:

Wolle die jüdische Gemeinde Teil der Stadt, Teil des Landes, Teil der Gesellschaft sein oder sich in einer eigenen Stadt absondern? Zweites helfe sicher nicht, Gräben oder Missverständnisse zu überbrücken, glaubt der Künstler, der mit Erich Fried in der Schule war. Dass er sich prinzipiell an eine neue Umgebung gewöhnen könne, musste oder konnte der Maler mit der realistisch-expressiven Ausdrucksweise schon mehrmals unter Beweis stellen: Noch während des Nazi-Terrors gelang ihm die seltene Ausreise in die neue Heimat Großbritannien. In London entstanden viele Arbeiten, die seine Beobachtungen des Stadtbildes zeigen. Der legendäre, mittlerweile verstorbene österreichische Kunstkritiker Kristian Sottriffer schrieb 2002 anlässlich der großen Eisenmayer-Ausstellung im Jüdischen Museum Wien: „Ein 1960 entstandenes Bild trägt den Titel ‚Schlackenhaufen‘. Aber es scheint mehr wiederzugeben als den in einer Industrielandschaft gefassten Eindruck. Der schwarze Berg, von Schlieren durchzogen, symbolisiert auch ein schwarzes Jahrhundert, eines, in dem Menschen verbrannt wurden.“

Doch Eisenmayer ist keineswegs ein Holocaust-Maler, einer, der stets die Erinnerung an die Shoah in Strichen, Farben und Stimmungen bannt, sondern einer, der sich immer neu erfindet. Schon als er seine ersten erfolgreichen Jahre als Maler in London hat, zeigt sich das. Davor hatte er sehr schwierige Jahre. Nach der glücklichen Ausreise aus Nazi-Österreich hatte er sogar einige Zeit in einem Internierungslager als „Enemy Alien“ auf der Isle of Man verbringen müssen. Doch kaum feierte er erste Erfolge, verstört er durch einen Wechsel von der Malerei ins Schmuckdesign. Später zieht er ins italienische Carrara, mehr der Liebe denn des Marmors wegen, dann zieht er zu seinem

Sohn nach Amsterdam. 1996 kehrt er heim nach Wien. Stolz würdigt ihn die Stadt mit dem Goldenen Verdienstzeichen. Eisenmayer widmet sich in seiner Arbeit schon wieder neuen Gebieten, zuletzt spielt er mit Computergrafik. Nun arbeitet er eben nahe der historischen Orte, die Flavius einst beschrieb. Ernst Eisenmayer kann sich immer verändern. Aber er lässt sich nicht verändern.

Ernst Eisenmayer wurde 1920 in Wien geboren. Nach der Machtübernahme durch die Nazis wurde er nach einem missglückten Fluchtversuch über die deutsch-französische Grenze festgenommen und in das Konzentrationslager Dachau deportiert. 1939 gelang ihm in letzter Minute die Flucht nach England. Dort arbeitete er als Werkzeugmacher in einer Fabrik. Nach einem kurzen Studium an der Camberwell School of Art in den Jahren 1946/47 war er zunächst teilweise, später ausschließlich als Maler und Bildhauer tätig. 1944 stellte Ernst Eisenmayer zum ersten Mal ein Bild bei einer Gemeinschaftsausstellung über Kunst im Exil in den Räumen der „Austrian Women's Voluntary Workers“ aus. 1945 organisierte er im Rahmen der „Young Austria“-Bewegung eine weitere Ausstellung österreichischer Künstler. Zu seinen Freunden im Umkreis der „Young Austria“ gehörten die Künstler Georg Eisler, Ernst Deutsch sowie Erich Fried, mit dem er bereits in Wien das Wasagymnasium besucht hatte. 1961 fand in London die erste Einzelausstellung des Künstlers statt, auf die bis 1997 zwanzig weitere folgten. Von 1975 bis 1988 lebte er bei Carrara, zwischen 1988 und 1996 in Amsterdam. Dann zog er wieder in seine Geburtsstadt Wien. Vor Kurzem verließ die Stadt wieder und lebt heute in Israel.

Mit Gott würfelt man nicht

Warum kommen ein katholischer und ein jüdischer Gelehrte zu unterschiedlichen Antworten, wenn sie darüber nachdenken, ob man das Unendliche mathematisch fassen kann?

EIN SELBSTINTERVIEW VON UND MIT RUDOLF TASCHNER

„Rechnen mit Gott und der Welt“, so betiteln Sie, Herr Professor Taschner, Ihr neues Buch. Wie kann man mit Gott rechnen?

Sicher nicht in dem Sinn, dass man eine Rechenaufgabe löst, sondern im anderen Sinn des Wortes „rechnen“: Die Redewendungen „Ich rechne mit dir“ oder gar „Ich zähle auf dich“ meinen ein „Rechnen“, welches mit Hoffnung und Erwartung verbunden ist.

Wissen Sie, ob es Gott, mit dem Sie rechnen, überhaupt gibt?

Hierauf antworte ich mit der Gegenfrage: Was bedeutet es, wenn Sie „es gibt“ sagen? „Gibt es“ zum Beispiel unendlich viele Primzahlen?

Dafür bin ich wahrlich nicht zuständig. Ich sehe es einfacher: Den Kaffee in der Tasse vor Ihnen, den gibt es sicher.

(Taschner trinkt den Kaffee aus seiner Tasse): Wirklich sicher?

Gut, das war jetzt von Ihrer Seite ein wenig unfair ...

Überhaupt nicht! Denn damit ist eines der ersten Probleme angesprochen, denen sich die Philosophie stellte: Auf der einen Seite sind wir einer Welt des Wandels ausgeliefert, der Welt des Heraklit, der uns lehrt, niemand steige zweimal in den gleichen Fluss. Denn beim zweiten Mal fließt anderes Wasser vorbei, und man selbst ist ein anderer geworden. Auf der anderen Seite pochen wir darauf, dass dasjenige, von dessen Existenz wir sprechen, Bestand besitzt. Parmenides betont es: Aus nichts kann nicht plötzlich etwas entstehen, und was existiert, kann nicht plötzlich vernichtet werden. Wenn man etwas mit dem Symbol A bezeichnet, und ein paar Zeilen später das gleiche Symbol A anschreibt, will man gesichert haben, dass das zweite A das Gleiche symbolisiert wie das erste A. Dies ist das berühmte „Prinzip der Gleichheit“: $A = A$.

Das klingt abstrakt, weltabgehoben.

Ist es aber nicht. Denn nur wegen des Prinzips der Gleichheit darf man John Demjanjuk vor Gericht stellen, weil man ihm vorwirft, der Gleiche zu sein wie jener Aufseher in Sobibor, der an der Ermordung Zehntausender mitgewirkt haben soll. Obwohl keine einzige Körperzelle des heutigen John Demjanjuk im damaligen Iwan Demjanjuk vorhanden war.

Ist die Grenze zwischen Wandel und Bestand fließend?

Vielleicht. Eines ist jedoch gewiss: Für die Logik, für den Versuch, uns in der Welt denkend zurechtzufinden, brauchen wir das Prinzip der Gleichheit $A = A$ wie den letzten Bissen Brot. Ohne diese einfachste aller Formeln käme die Mathematik nicht vom Fleck. Darum sind die Zahlen die Bausteine der Mathematik. Denn sie sind das Einzige, das unumschränkt dem Prinzip der Gleichheit gehorcht. Steine zerbrechen, Sterne explodieren in Jahrillionen, nur die Zahlen haben in alle Ewigkeit Bestand: Sieben bleibt immer sieben, 313 ist für alle Zeiten eine Primzahl.

Wenn Zahlen so starr und unveränderlich sind, könnte man sie fast „tot“ nennen.

Gewiss. Insofern Lebendiges an Wandel, Bewegung, Spontaneität geknüpft ist, gibt es eigentlich nichts „Toter“ als Zahlen.

Mathematik als eine Art abstrakte Pathologie?

So darf man es nicht sehen. Denn die Zahlen sind bloß die Bausteine der Mathematik, nicht mehr. Rechnen hat ja mit Mathematik so viel zu tun wie Tonleitern mit einer Mozartsonate. Dass sechs mal sieben 42 ergibt, ist so banal, dass sich darüber nachzudenken gar nicht lohnt. Rechnen ist wichtig für Buchhalter und Finanzprüfer, und Pythagoras, der Erfinder der Mathematik, verachtete sie und alle Händler, weil diese die



Zahlen nur vordergründig betrachten und nicht das erkennen, was sie im Hintergrund verbergen.

Und das wäre?

Zahlen sind Sprossen einer Leiter, einer Jakobsleiter, die auf das Unendliche hinweist. Denn das Wesen des Zählens besteht darin, dass es mit Eins anhebt, dass es mit Hinzufügung der Eins von jeder Zahl zur nächsten führt, und dass es – dies ist das Wesentliche – dabei nie zu Ende kommt. Mathematik ist nicht die Wissenschaft der Zahlen, Mathematik ist die Wissenschaft vom Unendlichen – insoweit dieses Unendliche mit Hilfe der Zahlen erahnt werden kann.

Unendlich selbst ist also keine Zahl?

Nein. Georg Cantor, Mathematiker an der Wende zum 20. Jahrhundert, entwickelte zwar eine Mengentheorie, mit der er den Begriff „unendlich“ so zähmen zu können glaubte, dass man mit ihm wie mit einer Zahl rechnen könne. Aber Cantors Widersacher, Leopold Kronecker, verwarf es als puren Unsinn. Und ich muss zugeben, dass ich zu den wenigen gehöre, die auf Kroneckers Seite stehen. Dabei erblickte, nebenbei bemerkt, der fromme Christ Cantor – schon sein Vater war streng evangelisch und wollte nichts von vermuteten sephardischen Wurzeln wissen – in seiner Mengentheorie eine Art Theologie. Kronecker hingegen entstammte einer gebildeten jüdischen Kaufmannsfamilie und wechselte erst kurz vor seinem Tod zum christlichen Glauben.

Biographische Details haben Einfluss auf die Mathematik?

Mag sein. Cantor sah das Unendliche wie den christlichen Gott, von dem man sich ein Bild machen kann, der sogar als Mensch auf Erden gewandelt sein soll. Die jüdische Sicht ist bekanntlich diametral anders.

Doch die meisten Mathematiker folgen Cantors Spuren?

Es gibt prominente Ausnahmen. Hermann Weyl plädierte zum Beispiel dafür, „unendlich“ bloß als einen Grenzbegriff zu betrachten, der sich dem Zugriff menschlicher Wissbegier prinzipiell entzieht. Wie es übrigens schon die Mathematiker des antiken Griechenlands hielten, was man am Beweis des Euklid, wonach es unendlich viele Primzahlen gibt, erkennt.

Sie lassen nicht von den Primzahlen ab!

Einfach deshalb, weil dieser Beweis so einsichtig und lehrreich ist: Stellen Sie sich vor, jemand präsentierte

eine lange, aber endliche Liste von Primzahlen. Egal, wie die

Liste lautet, immer können Sie behaupten, dass sicher nicht alle Primzahlen in ihr aufgezählt sind. Denn wenn Sie alle Primzahlen der Liste miteinander multiplizieren – dabei entsteht ein Zahlengigant – und zu diesem Zahlengiganten Eins hinzufügen, erhalten Sie eine Zahl, die durch keine der Primzahlen der Liste teilbar ist. Denn dividiert man den Zahlengiganten plus Eins durch eine Primzahl der Liste, bleibt immer Eins als Rest: Die Division geht nicht auf. Und schon wissen Sie, dass die Liste nicht alle Primzahlen enthalten kann. Denn entweder ist der Zahlengigant plus Eins eine Primzahl, die nicht in der Liste vorkommt, oder aber er ist durch Primzahlen teilbar, die nicht in der Liste aufscheinen.

Sie haben im Beweis gar nicht explizit von unendlich vielen Primzahlen gesprochen.

Eben deshalb ist zu fragen, was mit der Behauptung gemeint sei, es „gebe“ unendlich viele Primzahlen. Sicher „gibt“ es diese nicht in dem Sinn, als ob sie alle gleichsam unter einer Decke verborgen seien, Euklid die Decke wegzöge und mit dem Wort „Voilà“ auf sie zeigen könne. Sondern nur in dem Sinn, dass Euklid beweist: Jede Liste von endlich vielen Primzahlen ist sicher unvollständig.

Und was lässt sich daraus folgern?

Dass das Unendliche uns mit einer Idee konfrontiert, die weit über die kalte Logik des Parmenides hinausreicht, die, wie ich in einem Kapitel des Buches beschreibe, die Bedingung der Möglichkeit des Lebendigen in sich trägt. Vielleicht sogar vom Saum des Ewigen ahnen lässt.

Das Buch zum Thema:

Rudolf Taschner:
Rechnen mit Gott und der Welt.

Mit einem Bildteil von
Erich Lessing.
Ecowin-Verlag.
240 Seiten, 22 Euro.



„Und ob Gott nun würfelt oder doch nur rechnet – wie beiläufig, aber punktgenau streift Taschner auch die tiefen Fragen der Mathematik (...).“ (Frankfurter Allgemeine Zeitung)

Vom Spaß, der böse Jude zu sein

Maxim Biller hat ein schmales, autobiographisches Buch namens „Der gebrauchte Jude“ geschrieben. Wie immer sorgt er damit für ziemliches Aufsehen – zu Recht!

VON RAINER NOWAK

Treffen sich zwei der prominentesten jüdischen Intellektuellen Deutschlands: „Sie fragen mich in Ihrem Brief, ob ich der letzte deutsche Jude bin, der immer noch lieber Deutscher als Jude wäre. Was für ein Blödsinn! Man kann es sich nicht aussuchen, ob man Jude ist oder nicht. Verstehen Sie?“ Das sagt der eine, meint der andere: „Ich dachte, Sie sind eine Jude, der keiner sein will.“ Marcel Reich-Ranicki antwortet darauf Maxim Biller: „Und Ihnen macht es also Spaß, Jude zu sein, ja?“

Ja, Maxim Biller macht es Spaß, Jude zu sein. Aber dieser Spaß liest sich in seinem neuen Buch „Der gebrauchte Jude“, aus dem die Konversation stammt, seltsam traurig und zynisch unterhaltsam zugleich. Der Schriftsteller, Kolumnist und Skandalautor, der auch durch Details über seine Exfreundin berühmt wurde beziehungsweise durch deren Klage gegen die literarische Verwendung, definiert sich gerne über die Abgrenzung. Das war in seinem legendären Format „100 Zeilen Hass“ in der deutschen Zeitschrift „Tempo“ so, das ist in seinen Passagen über andere prominente Juden so, das ist in den Reaktionen der anderen so. Keine deutsche Tageszeitung, die dem neuen schmalen Buch des Feuilletonschrecks nicht einen großen Text widmete – meist ein Verriss. Henryk M. Broder, nicht mehr ganz junger Edelpolemiker mit klarer politischer Mission, ist ein gutes Beispiel. Er durfte/musste im „Spiegel“ in

epischer Breite jammern, wie gemein Biller doch sei. Dabei formuliert Broder Passagen, die nicht einmal Biller über sich zu schreiben gewagt hätte: „Ich habe Biller immer ein wenig beneidet. Erstens weil er jünger, zweitens weil er größer, drittens weil er ein Literat ist (...). Vor allem aber, weil er eine Melancholie ausstrahlt, die Frauen unwiderstehlich finden.“

Daran muss jeder Mann verzweifeln. Und noch viel mehr an der eigentlichen Qualität Billers, die bei Broder unter „Literat“ läuft: Er deutet immer nur an, spielt mit Formulierungen und Atmosphäre, ohne explizit oder gar direkt zu werden. Genau das also, was in seiner bisher virtuos gespielten Rolle als Henker und Rambo mit Kolumnen unterging und was das deutsche Feuilleton so kritisierte. Da lässt sich zwischen den Zeilen viel herauslesen, wenn er etwa in Wien ganz kurz eine Begegnung mit Gustav Peichl streift, dem Architekten, „Presse“-Karikaturisten und Vater eines seiner Chefredakteure. Da taucht das Österreich der Waldheim-Jahre auf. Natürlich ist Billers Sympathie für den Außenseiter, der sich hinaufschreibt, leicht nachzuvollziehen: Maxim Biller, Sohn russischer, in Prag lebender Juden, kommt als Zehnjähriger mit seiner Familie nach Deutschland. Nach dem Studium (Neuere Deutsche Literatur, Geschichte und Philosophie in Hamburg und München) geht er auf die Deutsche Journalistenschule in München; wirklich geheuer ist ihm der Job

nicht. Er stolpert in die ersten Kolumnen, wir schreiben die 1980er Jahre, das Geld fließt, die Zeilen auch. Noch mehr Echo ruft eines seiner späteren Werke hervor: Billers Roman über die Liebe zwischen dem jüdischen Schriftsteller Adam und einer jungen Türkin namens „Esra“ wurde bald nach Verkaufsstart mit einem heftig diskutierten Verbot belegt.

Sein Selbstporträt umschiffte das alles elegant-arrogant. Es geht ihm mehr um sein jüdisches Bewusstsein. Oder besser: seine Befindlichkeit. Billers These ist einfach und schwer zu widerlegen. Deutschland – und Österreich ist da nicht anders – reduziere ihn öffentlich und privat aufs Jude-Sein. Der Deutsche fühle sich durch ihn offenbar ständig unangenehm erinnert, provoziert oder bestätigt: Er sei in die Rolle des lauten Zynikers und unverständenen Außenseiters gedrängt worden. Normalität sei ihm verwehrt. Würde man ihm antworten, dass er sich in die Rolle habe drängen lassen, dass er offenbar eben gern das Opfer sei, dann ist das schlicht antisemitisch. Das weiß Biller und hat es schon vorweggenommen. Genial.

Maxim Biller:
Der gebrauchte Jude
Kiepenheuer & Witsch,
176 Seiten, 17,50 Euro



GERTI DRASSL WOLFGANG BÖCK SAMI LORIS

DIE LIEBE IN MADAGASKAR

Uraufführung der Neufassung von PETER TURRINI

Bühne und Regie: PETER PATZAK



Am liebsten ist es Josef Ritter, wenn die letzten Besucher sein trübes Vorstadtkino verlassen haben und er endlich wieder eintauchen kann in die Welt seiner Illusionen. Eines Tages bittet ihn ein Bekannter aus früheren Zeiten, der Filmstar Klaus Kinski, nach Cannes zu fahren und an seiner Stelle Verhandlungen über seinen neuen Film zu führen. Dort lügt er den Geldgebern als vermeintlicher Produzent das Blaue vom Himmel und beginnt stockend mit einer Schauspielerin, die gern die Hauptrolle spielen möchte, ein Drehbuch zu erfinden. Mit ihr traut er sich zu reden über das, was - für ihn selber überraschend - seine größte Herzensangelegenheit ist: das gerade erfundene, große, mitreißende, wahrhaftig bezaubernde Filmprojekt.

stadt
Theater
wien

Tickets: 512 42 00

www.stadttheater.org

ab 13. Januar 2010

stadtTheater walfischgasse Walfischgasse 4, 1010 Wien

Klules, Flüche und der Schmock

VON ERWIN JAVOR

Normalerweise verwenden Juden keine Schimpfwörter, sondern Flüche. Der Unterschied? Flüche sind ganze Sätze, meist Gleichnisse, die in wenigen Worten ganze Geschichten erzählen, und wirklich gute haben auch noch eine Pointe. Zum Beispiel: „Für mich bist du eine Agrarfrage!“ – „Eine Agrarfrage? Wieso??!“ – „Ech hob dech in d'Erd“ („Ich habe dich in der Erde“ – Begraben sollst du sein, für mich bist du tot.)

Oder: „Reich sollst du werden, aber als Einziger deiner ganzen Mischpoche.“

Oder: „Berühmt sollst du werden – eine Krankheit soll man nach dir benennen.“

Oder: „Alle Zähne sollen dir ausfallen, bis auf einen, und der soll dir ewig wehtun.“

Besonders perfid sind die Flüche, die mit guten Wünschen beginnen: „Du sollst ein Schloss besitzen mit tausend Zimmern und tausend Betten in jedem Zimmer. Und du sollst jede Nacht in einem anderen Bett, in einem anderen Raum schlafen und jeden Morgen aufstehen, eine andere Treppe hinunterschreiten, in ein anderes Auto steigen und zu einem anderen Arzt fahren, der dich auf tausend Krankheiten untersucht und auch nicht weiß, was mit dir nicht stimmt.“

Aber es gibt natürlich Ausnahmen und Alternativen. Manchmal be-

schränken sich auch Juden auf ein einzelnes Schimpfwort. Mein liebstes ist „Schmock“. In seiner ursprünglichen Bedeutung – alle unter 18 verlassen bitte sofort diese Kolumne – bedeutet Schmock ... äh ... wie soll ich das jetzt ausdrücken ... äh ... das männliche Fortpflanzungsinstrument. Aber wie immer im Jiddischen gibt es natürlich mehr als eine Bedeutung. Wie Leser dieser Kolumne bereits wissen, je nach Mimik, Gestik, Lautstärke und Betonung, kann man mit nur einem Wort verschiedene Aussagen zum Ausdruck bringen. Ein Schmock kann alles Mögliche sein: ein langsamer Denker, ein ungeschickter Mensch, ein Dodl. In einer weiteren Variante ist ein Schmock jemand, der eitel und arrogant ist. Sag ich über jemanden, er sei verschmockt, meine ich, dass er ein Snob ist. Ist Ihnen jetzt schon klar, was ein Schmock alles sein kann? Immer noch nicht? Also gut.

Nehmen Sie zum Beispiel einen Kellner, also einen erfolglosen Künstler, in New York, der seinen Agenten um Rat fragt, wie er denn endlich den Durchbruch in seiner Karriere schaffen könnte. Sagt der Agent: „Du musst auffallen! Dich von der Masse abheben! Etwas Außergewöhnliches anstellen, damit du in die Medien kommst.“ Unser Kellner ist inspiriert. Er mietet sich ein Kamel und reitet stundenlang den Broadway auf und ab. Als so-

gar das Kamel langsam Durst bekommt, steigt er vor einem Kaffeehaus kurz ab, bindet das Kamel an die Parkuhr, wirft pflichtbewusst seinen Quarter ein und geht hinein. Als er erfrischt und erleichtert wieder herauskommt, ist das Kamel weg. Er sucht und sucht, vergeblich, und geht schließlich zur Polizei und gibt eine Vermisstenanzeige auf. Die Polizisten merken sofort, mit wem sie es zu tun haben und fragen penibel nach dem Alter, Aussehen, Gewicht, der Größe, Wohnadresse und Telefonnummer des Kamels. Der Künstler ohne Publikum hat naturgemäß ein Problem diesen Anforderungen zu entsprechen. Einer der Polizisten bekommt langsam Mitleid und gibt's billiger: „Nu, dann sagen Sie uns zumindest, ob wir nach einem Weibchen- oder Männchen-Kamel suchen sollen?!“ Der Künstler überlegt. Und überlegt. Lange. Dann sagt er mit sicherer Stimme: „Ein Männchen!“ – „Und wieso wissen Sie das so genau?“ – „Ist ganz einfach: Alle Juden, an denen ich vorbeigeritten bin, haben dasselbe gerufen: ‚Kikt aich un den groissen Schmock!‘ („Schaut Euch den großen ... äh ... wie soll ich das jetzt ausdrücken ... Trottel an.“)

* Mammeloschn (jiddisch): Mutterwitz; Muttersprache. Aus dem Hebräischen Loschn: Zunge, Sprache.



Gut zu wissen.

Volles Programm seit 1703

WIENER ZEITUNG

Gut zu wissen

www.wienerzeitung.at

ÖSTERREICHISCHE TAGESZEITUNG SEIT 1703

Montag, 10. März 2008 Nr. 0474 € 1,00



**Die schönen
Seiten des Lebens**
Genießen Sie als Abonnent
jeden Freitag die Farbbeilage
Wiener Journal

Seite 13

**Unterhaltung
und Kultur**
Vier große Seiten informie-
ren Sie über das Wann, Wo
und Wie in Österreich

Seite 4

**Das Extra am
Wochenende**
Anspruchsvoller Lesestoff
mit Interviews und
Reportagen am Samstag

Seite 10



Inhalt

Abwahlungsentscheid für ein
drittes Mandat als Bsp. Seite 5
Grenztrennung Kroatien stellt die
Waffen für eine Einigung von
Serbien. Seite 6
Den Haag Radovan Karadzic
erscheint vor dem Tribunal –
und ohne Widerstand. Seite 6
Nordkorea droht dem Westen
mit einer Erweiterung seines
Atomkraft-Programms. Seite 7
Alkoholiker haben schlechte
Blickschancen – zu Unrecht,
meist der Wiener Experi-
ment. Seite 10
Ein Jahr Barack Obama: Der
erste schwarze US-Präsident
hat schon zu kämpfen. Seite 8
Island lockt nach einer massi-
ven Abwertung seiner Wäh-
rung Touristen an. Seite 9
Philosophen haben schlechte
Blickschancen – zu Unrecht,
meist der Wiener Experi-
ment. Seite 10
Der Wiener Südkorridor wird
am 13. Dezember geschlossen,
dann wird abgeräumt. Seite 13
**Der Philosoph Claude Lévi-
Strauss** ist gestorben. Seite 15
Moby Dick für den OIB will
die ÖVP – wenn diese an der
Straßenpartei. Seite 20
Der Rechnungshof lässt kein
gutes Haar an der Praxis der
Sportförderungen. Seite 23
Handball Gunar Praprotnik war-
de vom europäischen Verband
suspendiert, als Trainer bei Oly-
mpia er zurück. Seite 23
Kommentare
Heinrich Götz über das Bi-
ren von den EU-Vertrag. Seite 2
Christian Feller fordert einen
Blickscheck. Seite 2
Tagen Maria Schulz: Wann
herrscht Farnese? Seite 12
Programmbuch Seiten 17-20
News im Anstich Seite 22
Bücher Seiten 29 und 30
Impressum Seite 48
Weiter Seite 48

Volles Programm: Seit 1703 die Tageszeitung für Österreich

■ Umfassende und
objektive Information
über Politik.
■ Exklusive Berichte
aus der Wirtschaft.
■ Die meisten
Rezensionen von
Kulturveranstaltungen.

Wien/St. Pölten. (pwt) Die
Landtagswahl in Niederöster-
reich fand am Sonntag mit einer
entscheidend gewonnenen Landtags-
mannschaft. Die SPÖ konnte die ab-
schätzte Mehrheit der ÖVP in Nie-
derösterreich auf 54,3 Prozent
(2003 waren es 53,3 Prozent) aus-
bauen. Für die SPÖ und ihre Spitz-
kandidatin Heidemarie Ogris
hätte sich schon am Nachmittag
ein Debakel abgezeichnet.
Schließlich verlor sie gegenüber
der letzten Wahl 8 Prozentpunkte.
Die SPÖ fuhr mit 25,6 Prozent das
schlechteste Ergebnis in Nieder-
österreich seit 1945 ein.
Obwohl „Protest gegen die Be-
denkungen“ mit 19 Prozent der
am sechsten gestimmten Entschei-
dungsgrund für die Niederöster-
reicher war, sollte vor allem die
SPÖ das schlechte Abschneiden
nicht nur mit der Landtagswahl
erklären, meinte Meinungsfor-
scher Peter Hagel.
Pöchl bezeichnete seinen Wahl-
erfolg in einer ersten Reaktion als
„Lohn langjähriger Arbeit für
das Land“. Zugleich sprach er
aber auch von einem Eingeständ-
nis des Bsp., der die letzten „Schrei-
en“ startete. Er sei auch ein
Bundeskanzler Alfred Gusenbauer.



Großer Erfolg für Spanien, Zypern siegt, Frankreichs Linke

4 Wochen gratis testen:

E-Mail an testleser@wienerzeitung.at oder telefonisch unter 0810 0810 99
www.wienerzeitung.at



FOTO: PRIVAT

Winterfreuden mit Chremslach, Latkes, Kigl & Co.

VON HELENE MAIMANN

Man kann verschiedener Meinung sein über Graupensuppe, Tscholent, mit Buchweizen-Grütze gefüllte Kohlrouladen, Lokschen-Kigl, gebackene Teigfleckerl mit Gänsegrammeln ... Das ist nicht jedermanns Sache. Ja, aber mein Appetit ist groß, und ich fahre fort mit den Attraktionen der osteuropäischen jüdischen Küche: Gefilte Fisch mit Chrejn, Sülze von Kalbsfüßen mit Hühnerleber, Rettich mit Zwiebeln, Blintzes, Kreplach, Knisches. Häsel, mit Mazzemehl, Zwiebeln, Eiern und Schmalz gefüllter und gebratener Hühner- oder Gänsehals, dazu Zimmes von Pastinaken. Heiße Pastramisandwiches mit Salzgurken wie bei „Schlotzky's“ in New York. Und zum Kaffee Schokoladen-Babke. Weich und üppig und einfach köstlich.

Man merkt, es wird Winter, draußen hängen die feuchten Nebel und ich fange an, den schweren Genüssen anheimzufallen. Wir träumen jetzt von Gerichten, die Körper und Seele wärmen, von kräftigen Suppen, sulzigen Vorspeisen, dampfheißen Nudeln, knusprigen Aufläufen und würzigen Saucen mit nussbraun gebratenen Zwiebeln darin. Wir verlieren uns im Gekochten, Geschmorten, Gebackenen. Ein feines Gurkenband und ein wenig scharfer Rettich dazu genügt als Grünzeug. Gemüse essen wir jetzt am liebsten, wenn

Judiths Kartoffelkigl

2 ½ kg mehlig Kartoffeln schälen, gut waschen, in Viertel schneiden. Mit der Reibenscheibe des Mixers eher grob als fein raspeln.

Zu den geliebten Kartoffeln kommen: 4 Eier, 1/8 l heißes Öl (Achtung, kann spritzen!), weißer Pfeffer und eineinhalb EL Salz. Gut mischen. Die Masse in eine eingefettete, am besten längliche Form füllen und drei Stunden im Rohr bei 220 Grad backen. Über Nacht auskühlen lassen, dann stürzen, aufschneiden, vorsichtig in die Form zurücklegen und vor dem Servieren nochmals im Rohr heiß werden lassen.

es eingemacht, gebröselte oder als Fülle in den diversen Tascherln daherkommt.

Ein Gemüse kommt jetzt ganz groß heraus, was sage ich: Gemüse. Kartoffeln sind kein Gemüse mehr, wenn sie sich in Latkes, Chremslach oder Kigl verwandeln. Latkes (Kartoffelpuffer oder Platzerln, wie sie bei uns zu Haus hießen) sind vielleicht das Jahr über eine simple Beilage. Zu Chanukka spielen sie die Hauptrolle und werden in wahren Fressmarathons mit Sauerrahm oder Apfelmus heiß von der Pfanne weg gegessen. Was das mit Chanukka zu tun hat? Das Öl, in dem sie herausgebraten werden! Also: etwa ein Kilo mehlig Kartoffeln mit einer Zwiebel nicht zu fein reiben (Küchenmaschine!),

in ein Geschirrtuch packen, fest ausdrücken, mit einem Ei, einem kleinen Glas Mazzemehl, Pfeffer und Salz vermischen und jeweils einen Esslöffel Masse in heißem Öl etwa 5 Minuten auf jeder Seite braten. Das klingt banal, ist es aber nicht. Man muss etwas üben, um die richtige Mischung hinzukriegen. Und dann heißt es am Herd stehen und für Nachschub sorgen, weil sie nur frisch richtig gut schmecken.

Den Latkes verwandt sind die Chremslach, bei denen große Kartoffeln geschält, gekocht, zerstampft und mit etwas Margarine, steif geschlagenem Eiweiß (eines pro Kartoffel), Salz und Pfeffer zu einer lockeren Masse verarbeitet und wie die Latkes portionsweise herausgebraten werden. Zu einer wahren Delikatesse schwingt sich die Kartoffel in Form des Kigl auf. Heiß zu Zwiebelrostbraten oder einer gefüllten Gans gegessen, hält der Kartoffelkigl mühelos jeden Vergleich mit den französischen Gratins aus. Das hier angegebene Rezept habe ich von meiner Freundin Judith, aber Sie wissen ja: Auf die Diskussion über die wahrhaft perfekten Latkes oder Kigl lässt man sich besser nicht ein. Schöne Feiertage, was immer Sie feiern – Chanukka, Weihnachten oder Weihnukka – zum festlichen Braten passt ein Kigl immer!

Man kann nicht ewig auf Bajonetten sitzen

Avi Primor war lange Israels Vertreter in Deutschland, heute leitet er ein Universitätsinstitut, an dem Israelis, Palästinenser und Araber gemeinsam studieren. NU erklärt er, warum er glaubt, dass der Antisemitismus zurückgeht.

VON DANIELLE SPERA (INTERVIEW) UND PETER RIGAUD (FOTOS)

NU: Sie waren viele Jahre Botschafter in Deutschland, haben Bücher über die Beziehungen zu Europa geschrieben, warum ist Europa so israelkritisch?

Primor: Ich glaube, dass sich Europa nach dem Zweiten Weltkrieg verändert hat. Europa hat weniger Verständnis für Nationalismus und Kriege. Europa ist humanistisch geworden und liberal. Im Nahen Osten leben wir noch in einem anderen Zeitalter. Wir müssen noch um unsere Existenz kämpfen. Wir sind eigentlich das einzige Land weltweit, dessen Existenz ständig bedroht wird. Welches andere Land wird ständig von jemandem wie Irans Präsident Mahmoud Ahmadinejad mit der Zerstörung bedroht? Wir leben also in einer völlig anderen Atmosphäre, in einem Rahmen, wo andere Kriterien und Werte existieren. Europa ist schon viel weiter.

Das würde aber auch auf die USA zutreffen, dort ist die Stimmung gegenüber Israel jedoch ganz anders. Da gibt es schon einen Unterschied. Die USA sind viel nationalistischer eingestellt als Europa. Dort hisst man die Flagge, singt die Nationalhymne, die USA führen Kriege, was



NU-Autorin Danielle Spera im Gespräch mit dem ehemaligen israelischen Botschafter in Deutschland, Avi Primor.

Europa nicht mehr tut. Andererseits ändert sich auch dort die Stimmung gegenüber Israel. Das zeigen Meinungsumfragen. Denken Sie nur an die US-Universitäten, da wird Israel zunehmend kritisch beurteilt. Das hat sich in den vergangenen Jahren sehr verändert. Allerdings muss ich hinzufügen, wenn dort die israelische Politik kritisiert wird, stellt man damit nicht automatisch die Existenz Israels in Frage.

Die Israelkritik in Europa heißt allerdings im Umkehrschluss, dass man – meistens – auf Seiten der Palästinenser steht, egal was passiert.

Das stimmt, aber die Frage ist warum? Die „normale“ Erklärung ist, dass die Palästinenser als „underdogs“ gesehen werden. Sie werden als die Armen, die Leidenden gesehen, die unter Besatzung und im Elend leben müssen. Daher muss man sie unterstützen. Die Juden

Ich behaupte, dass der Antisemitismus in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg ständig zurückgeht, nicht rasant, aber doch.

gelten nicht mehr als arm und verfolgt, sie sind doch jetzt etabliert und stark, also muss man den Schwächeren unterstützen. Die Erklärung geht aber weit darüber hinaus. Wir Juden haben das Glück oder das Unglück – zumindest moralisch und historisch – der europäischen Familie anzugehören, daher werden wir nach strengeren Kriterien gemessen. Ein Vater ist auch strenger zum eigenen Kind als zu dem des Nachbarn. Das ist gut, gleichzeitig aber auch schlecht für uns.

Ist das auch der Grund für den UNO-Bericht über den Gaza-Einsatz, in dem Israel massive Menschenrechtsverletzungen vorgeworfen werden, während die Hamas sehr pflegeleicht behandelt wird?

Den Bericht haben Länder mitverfasst, die sehr sehr weit von der Einhaltung von Menschenrechten entfernt sind. Wir können es nicht erlauben, dass so ein Gremium sich als Richter aufspielt. Dennoch hätte Israel den Goldstone-Ausschuss (Richard Goldstone ist der Verfasser des umstrittenen UNO-Berichtes,

Anm.) nicht boykottieren sollen, das können wir uns nicht leisten. Es gibt das Sprichwort, dass die Abwesenden nicht im Recht sind, denn damit überlässt man dem Gegner das Feld. Es geht meiner Meinung nach gar nicht um das Argument, dass wir so lange nicht auf den Beschuss durch die Hamas reagiert haben und uns nicht verteidigt haben, das ist nicht einmal in der arabischen Welt umstritten. Umstritten ist die Methode, die wir angewendet haben. Denn die Terroristen haben sich inmitten von Zivilisten versteckt. Das heißt, die israelische Armee hätte jedes Haus durchkämmen müssen, um die Kämpfer zu finden – und das hätte für die israelischen Soldaten einen hohen Preis bedeutet. Das wollte Israel nicht, es wollte seine Soldaten schützen. Wer ist denn für die Zivilbevölkerung in Gaza verantwortlich? Eigentlich diejenigen, die sich hochbewaffnet in ihrer Mitte verstecken und von dort aus Angriffe starten. Aber auch die Zivilbevölkerung, die das zulässt. Hat man damit übertrieben? Das sollte man untersuchen. Der Goldstone-Bericht ist jedenfalls alles andere als ausgewogen.

Sie haben in der letzten Zeit immer wieder gemeint, dass der Antisemitismus zurückgehen würde. Was macht Sie so sicher?

Meine Recherchen gehen ausschließlich auf amerikanisch-jüdische Organisationen zurück. Ich habe das bewusst so gewählt, um das Argument zu entkräften, na ja, das sind ja deutsche Demoskopen, die sind nicht ehrlich. Die Führer dieser jüdischen Organisationen sagen zwar immer, dass der Antisemitismus steigt, ihre Meinungsumfragen ergeben allerdings das genaue Gegenteil. Ich behaupte, dass der Antisemitismus in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg ständig zurückgeht, nicht rasant, aber doch. Ich nehme



Napoleon hat gesagt, mit Bajonetten kann man alles erreichen, man kann nur nicht auf ihnen sitzen bleiben. Die Frage ist, ob wir auf den Bajonetten sitzen bleiben wollen.

Meinungsumfragen von vor zwanzig, dreißig Jahren und vergleiche sie. Da gibt es auf die Frage „Wollen Sie einen jüdischen Nachbarn, oder jüdischen Ehepartner für Ihr Kind“ andere Antworten. Da sieht man, dass die Meinung sich ändert.

Warum sagt man dann, dass der Antisemitismus steigt?

Eines muss ganz klar sein. Ich behaupte nicht, dass es den Antisemitismus nicht gibt. Es gibt ihn, er ist aber geringer geworden. Ein Beispiel: In Frankreich, in den 1950er Jahren gab es die Meinungsumfrage, ob man ein jüdisches Staatsoberhaupt akzeptieren würde. Da waren 50 Prozent dafür und 48 dagegen, mit 2 Prozent Enthaltungen – man hat damals gescherzt, die zwei Prozent seien die französischen Juden gewesen. Vor 10 Jahren hat man die Frage wiederholt, da haben 87 Prozent gemeint, sie würden einen jüdischen Präsidenten akzeptieren. 11 Prozent waren dagegen, da sagen die Demoskopen, das sind die französischen Araber. Es gibt einen neuen Antisemitismus, den islamischen, der auch gewalttätig ist. Er hat mit dem Hintergrund der Zuwanderer zu tun und ist vom Nahostkonflikt beflügelt. Die arabische Bevölkerung in Europa ist mit den Palästinensern solidarisch. Die Tatsache, dass sie nicht nur neue Antisemiten sind, sondern auch Gewalttäter, löst ein Gefühl aus, dass es für Juden wieder gefährlich wird – und dass da eine Stimmung hochkommt, die man jahrzehntelang nicht mehr kannte.

Die EU-Agentur für Grundrechte hat erhoben, dass nach dem Gaza-Einsatz der Antisemitismus sogar zugenommen hat.

Die Kritik an Israel ist ein wichtiger Punkt. Klar ist, dass sich die „echten“ Antisemiten damit tarnen. Sie sagen, wir sind keine Antisemiten,



wir kritisieren Israel sachlich. Tatsächlich sind die meisten Kritiker der israelischen Politik keine Antisemiten, die meinen das wirklich so. Wir müssen uns mit dieser Kritik auseinandersetzen, die Thesen der Kritiker mit den richtigen Argumenten widerlegen und nicht sofort jeden Kritiker als Antisemiten abstempeln. Außerdem hat sich das Bewusstsein, die Sensibilität gegenüber dem Antisemitismus erhöht. Ich weiß nicht, wie es in den 1920er Jahren mit dem Antisemitismus war, ich glaube, die meisten sind erst durch die spätere Gehirnwäsche zu Antisemiten geworden. Aber selbst wenn die Mehrheit damals nicht antisemitisch war, war sie demgegenüber gleichgültig. Heute reagieren die Menschen empfindlicher, sind sensibilisiert und die Medien berichten darüber, auch über den kleinsten Vorfall. Das löst ein Gefühl aus, dass es überall Antisemitismus gibt, die Meinungsumfragen zeigen aber das Gegenteil.

Die österreichische Situation ist vielleicht mit dem, was Sie gerade gesagt haben, nicht vergleichbar. Hier gibt es sehr oft den Reflex, hinter dem oder jenem steckt die „Ost-

küste“, oder der Mossad wie etwa bei Haiders Unfall, oder auch Vorfälle wie die antisemitischen Äußerungen des Vorarlberger FPÖ-Chefs, nach denen die FPÖ in Hohenems 38 Prozent der Stimmen bekommen hat.

Glauben Sie wirklich, dass das der Grund ist, weshalb die Leute die FPÖ wählen? Manche vielleicht, aber die FPÖ ist eben die einzige Möglichkeit für Wähler, die nicht die Regierungsparteien oder die Grünen wählen wollen, um ihre Opposition auszudrücken. Welche Rolle dabei der Antisemitismus spielt, das kann ich schwer einschätzen. Verschwunden ist der Antisemitismus bestimmt nicht, er ist meiner Meinung nach nur geringer geworden. Ein Haider hat sich bemüht zu beweisen, dass er kein Antisemit ist, er hat Kontakte zu Israel gesucht. Vermutlich war er ein Antisemit, aber warum wollte er unbedingt beweisen, dass er keiner ist? Le Pen macht das Gleiche.

Das haben manche Antisemiten offenbar an sich, sie wollen „gekaschert“ werden.

Wem wollen die Politiker da etwas beweisen? Bei Adolf Hitler war es klar, er hätte nicht gesagt, dass er

kein Antisemit ist. Heute ist das anders, Politiker mit antisemitischen Tendenzen lavieren herum. Sie stehen nicht dazu, weil sie wissen, dass das im Grunde bei den Wählern nicht mehr ankommt.

Das bringt uns gleich zum nächsten Antisemiten, Mahmoud Ahmadinejad. Sie sprechen sich gegen Sanktionen gegen den Iran aus. Warum eigentlich?

Die Sanktionen, die man jetzt in Betracht zieht, spielen nur dem Regime in die Hände. Ich bin für Sanktionen, aber für effiziente, wirksame Sanktionen. Sanktionen gelingen meistens nicht, weil nicht alle Länder mitmachen. Ich setze die größten Hoffnungen auf eine Wende im Iran, vor der Revolution 1979 gab es eine ähnliche Entwicklung wie heute. Damals wollten wir das Schah-Regime gerne weiter an der Macht sehen, denn wir waren mit ihm verbündet. Jetzt muss man die Opposition um jeden Preis unterstützen, allerdings mit Fingerspitzengefühl und hinter den Kulissen, sodass Ahmadinejad nicht sagen kann, schaut her, das „Ausland“ will uns stürzen, das wäre kontraproduktiv.

Das ist allerdings ein langfristiges Projekt, bis ein Regimewechsel herbeigeführt werden kann, könnte Teheran längst die Atombombe haben. Wie soll man den Iran Ihrer Meinung nach stoppen?

Mit Gewalt sicher nicht. Denn die Situation im Iran ist anders als im Irak, wo Israel 1982 einen Reaktor bombardiert hat und damit das irakische Atomprogramm gestoppt hat. Im Iran sind die Anlagen unterirdisch und weit verstreut. Ein Krieg mit dem Iran wäre sehr gefährlich für Israel, aber auch für die Welt. Der Iran würde ja auch die arabischen Staaten angreifen, die mit den USA befreundet sind und deren Erdölanlagen zerstören. Das würde die Welt

in eine ungeahnte Krise führen. Eine Lösung ist, dass man massiv in Alternativenenergie investiert, um nicht so vom arabischen Erdöl abhängig zu sein. Für Israel besteht die Gefahr heute nicht in einer Armee, die einen Krieg beginnt. Die wahre Gefahr sind die modernen Raketen aus dem Iran, aus Syrien, aus dem Nordlibanon, denn dieser Krieg würde die israelischen Städte mitten ins Herz treffen.

Wie kann denn der Friedensprozess weitergehen? In Gaza sitzt die Hamas fest im Sattel, im Westjordanland die Fatah, beide sind zerstört.

Es gibt einen neuen Antisemitismus, den islamischen, der auch gewalttätig ist. Er hat mit dem Hintergrund der Zuwanderer zu tun und ist vom Nahostkonflikt beflügelt.



ten, Israel hat keinen wirklichen Ansprechpartner.

Wir können nur mit der Fatah sprechen, da verbessert sich die Zusammenarbeit, denn wir haben eine große gemeinsame Sorge, und das ist die Hamas. Das heißt mit der Fatah haben wir wirklich bessere Beziehungen entwickelt. Mittlerweile hat sich in den von der Fatah regierten Gebieten auch das Leben für die Palästinenser deutlich gebessert. Die Friedensprojekte haben sich im Lauf der Jahre immer wiederholt. Nach Ausbruch der 2. Intifada 2000 kam Clintons Plan, dann der Saudi-Plan, dann den Fahrplan des Nahostquartetts, den Plan der palästinensischen Häftlinge, den Olmert-Plan, die Genfer Vereinbarung der Zivilgesellschaft – also diese vielen Pläne, allein in den letzten neun Jahren, haben so viele Vorschläge erstellt. Die Frage ist, warum man das nicht in die Tat umsetzen kann. Die Bevölkerung auf beiden Seiten will Frieden.

Ein Frieden scheint aber in weiter Ferne ...

Für Israel ist das Thema der eigenen Sicherheit der Kernpunkt. Wir haben Gebiete an Ägypten zurückgegeben, weil wir damals einen Ansprechpartner hatten, dem wir vollkommen vertrauen konnten, das war der ägyptische Präsident Sadat. Oder auch mit König Hussein von Jordanien. Aber was ist jetzt passiert? Wir haben den Gaza-Streifen vollkommen geräumt, wir haben die wirtschaftlichen Anlagen dort an die Palästinenser übergeben, was haben wir dafür bekommen? Täglichen Raketenbeschuss. Wir haben dort keinen verlässlichen Partner, dem wir vertrauen können. Wenn wir uns vollkommen aus dem Westjordanland zurückziehen, sind wir völlig ausgeliefert. Von dort aus kann man jedes Ziel in Israel erreichen, den Flughafen, die Hightechindustrie – und das wäre fatal. Wer kann uns

Sicherheit gewährleisten, wenn wir das Westjordanland räumen? Wenn man den Israelis eine Garantie für ihre Sicherheit geben kann, dann ist ein Friedensvertrag so gut wie abgeschlossen. Palästinenserpräsident Abbas will das vielleicht, aber er kann ja nicht einmal für seine eigene Sicherheit garantieren, wie dann erst dafür, dass seine Landsleute Israel nicht angreifen?

Wie schaut es mit der US-Politik gegenüber Israel aus? Ist es jetzt mit Barack Obama leichter oder schwieriger als unter George Bush?

Bush hat die israelische Politik bedingungslos unterstützt, aber das war ja eigentlich auch unter seinen Vorgängern seit 1967 so. Es gab zwar sehr viele Lippenbekenntnisse, aber die Unterstützung war da. Wenn wir jetzt aber die Situation mit den Palästinensern verändern wollen, ist Obama sicher besser. Doch wir wissen noch nicht, wie durchschlagskräftig Obama ist. Wenn er mit seiner Gesundheitsreform scheitert, dann wird er mit allem scheitern.

Wie wird Israel in 60 Jahren aussehen?

Napoleon hat gesagt, mit Bajonetten kann man alles erreichen, man kann nur nicht auf ihnen sitzen bleiben. Die Frage ist, ob wir auf den Bajonetten sitzen bleiben wollen. Wenn das so ist, dann fürchte ich um unsere Sicherheit. Nehmen Sie nur die Bevölkerungsentwicklung. Bei der Gründung des Staates Israel gab es 120 Millionen Araber, heute sind es 450 Millionen. Im Jahr 2050 wird es genau das Doppelte sein. Israel wird dann vielleicht 10 Millionen Einwohner haben. Die Landfläche, auf der wir alle leben, wird auf jeden Fall nicht wachsen. Wir müssen also nicht nur einen Weg finden, miteinander in Frieden zu leben – für uns, damit wir existieren können. Wir müssen beginnen,

die Vorurteile abzubauen, auch auf zwischenmenschlicher Ebene, daher habe ich die Idee mit dem gemeinsamen Studium von israelischen, palästinensischen und arabischen Jugendlichen aufgegriffen. Wir haben viele Gemeinsamkeiten, wir sind mit den Palästinensern verflochten und leben nebeneinander – aber Rücken an Rücken. Wir wissen so gut wie gar nichts von den Palästinensern, die meisten Israelis interessieren sich auch nicht dafür, auch nicht für die Gebiete oder die Siedlungen. Bei den Palästinensern ist es genauso, sie interessieren sich für uns nicht. So entstehen aber

Vermutlich war Haider ein Antisemit, aber warum wollte er unbedingt beweisen, dass er keiner ist? Le Pen macht das Gleiche.



Avraham „Avi“ Primor, geb. 1935 in Tel Aviv, stammt von niederländisch-deutschen Eltern ab, langjähriger israelischer Botschafter in Deutschland, Vizepräsident der Universität Tel Aviv. Seit 2004 ist er an der Privatuniversität Interdisciplinary Center (IDC) Herzliya tätig, wo er eine Zusammenarbeit mit einer palästinensischen und einer jordanischen Universität gegründet hat und leitet. Anfang Jänner stellt Primor dieses Projekt im Rahmen eines großen Galaempfangs unter Anwesenheit des jordanischen Kronprinzen und der holländischen Königin in Wien vor.

Vorurteile. Unsere Regierungen auf beiden Seiten sind zu schwach, wir brauchen dafür internationale Unterstützung. Denn: Man kann nicht ewig auf Bajonetten sitzen bleiben.

Sind Sie zufrieden mit der derzeitigen israelischen Regierung?

Ich habe mich schon vor der Nominierung öffentlich gegen Außenminister Avigdor Lieberman geäußert, alle meine Befürchtungen sind eingetreten. Der Mann ist eine große Belastung für Israel. Nicht weil er nicht klug ist, sondern weil er seine Linie für seine Wähler braucht. Aber er versteht zumindest, dass er sich nicht wie ein „normaler“ Außenminister in die Politik einmischen kann, hält sich ein bisschen zurück und überlässt die Arbeit Ministerpräsidenten Benjamin Netanjahu.

Wieso gehen Sie eigentlich nicht in die Politik? Würde Sie das nicht reizen?

Um Politiker zu sein, muss man in die Parteipolitik gehen. Das kann und will ich nicht. Außerdem bin ich viel zu alt. Reizen würde es mich schon – aber in der echten Politik und nicht in der Parteipolitik. Das kann man aber nicht voneinander trennen – nicht in einer echten Demokratie.

Israels Türöffnerin

Was tut Israel, damit es in der Welt verstanden wird? Zu sagen „Israel hat recht“ reicht nicht mehr aus. Miri Eisen gehört zur neuen Generation israelischer Sprecher, die das verstanden haben. NU hat sie getroffen.

VON MARTIN ENGELBERG (BERICHT) UND PETER RIGAUD (FOTOS)

Wer Miri Eisen trifft, gerät schnell in ihren Bann. Sie spricht klar und selbstbewusst in akzentfreiem Englisch, hat ein höchst professionelles Auftreten und ein wissenschaftlich fundiertes Verständnis von Kommunikation. Man wird unwillkürlich an Benjamin „Bibi“ Netanyahu erinnert, an seine Zeit als israelischer Botschafter bei der UN in New York in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre. Es gab fast keine TV-Diskussion zum Thema Nahost, zu der Netanyahu nicht eingeladen wurde, und es gelang ihm jedes Mal, die amerikanische Öffentlichkeit in seinen Bann zu ziehen. Ein wesentlicher Teil seines Erfolges war ein fast akzentfreies Englisch und die Fähigkeit, perfekt auf die politischen Haltungen des Publikums einzugehen.

Das ist auch Miri Eisens Spezialität. Die Auslandsmedienberaterin des ehemaligen Premierministers Ehud

Olmert gehört einer neuen Generation israelischer Sprecher an: „Ich bin keine gelernte Pressesprecherin, ich kam aus der Armee, aus der Informationseinheit, musste also die jeweiligen Kommandeure über den Gegner informieren, vertrat also quasi den Feind, seine Perspektive. Die Offiziere wollten ganz genaue Informationen, mit denen sie etwas anfangen können, und ich musste es sozusagen in deren Sprache und so klar wie möglich formulieren, damit sie es verstehen können“, erzählt sie. „Als ich Sprecherin für Israel wurde, zuerst im Militär und dann im Büro von Premier Olmert, stand ich vor derselben Aufgabe: Mein Gegenüber war auch sehr schwierig, war jemand, der meine Argumente nicht akzeptiert und ganz anderer Meinung ist, und dieses Gegenüber musste ich überzeugen und das in seiner Begriffswelt.“

Wie das geht? Eisen erklärt ihre Stra-

tegie: „Einfach zu sagen: ‚Wir haben recht und die anderen haben unrecht‘, ist noch kein gutes Argument und es gibt jetzt in Israel eine ganze Generation von Sprechern, die das verstanden haben. Wir müssen begreifen, dass es unterschiedliches Publikum, mit unterschiedlichen politischen Kulturen gibt. Vielleicht ist es nicht eine Frage, dass du recht hast und ich nicht. Vielmehr: Du hast eine Perspektive und ich habe eine – setzen wir uns zusammen und versuchen wir zu verstehen, warum unsere Perspektiven so verschieden sind. Vielleicht, möglicherweise ändert das einen Dialog völlig.“

Beginnend mit Netanyahus Auftritten in den USA hat sich eine neue Generation an israelischen Sprechern herausgebildet, die ähnlich geschult sind: Sie sprechen amerikanisches Englisch als Muttersprache, oder zumindest so gut wie. Und sie können dieses in seinem sozio-kulturellen, politischen Kontext ansprechen, in dessen Narrativ und in dessen Sprache.

Tatsächlich ging Benjamin Netanyahus Familie in die USA, als er 14 Jahre alt war. Er besuchte dort Schule und Universität. Dore Gold, der nachfolgende israelische Botschafter bei der UN, ist in den USA geboren und aufgewachsen und begann erst mit fast 40 Jahren für die israelische Regierung zu arbeiten. Auch Miri Eisen ist gebürtige US-Amerikanerin. Sie kam im Alter von sieben Jahren nach Isra-



„Keine Frage, für uns Israelis ist das erste und wichtigste Publikum die USA. Aber inzwischen setzen wir auch Leute ein, die perfekt Deutsch sprechen. In Deutschland und Österreich.“

el. In ihrer Familie wird auch weiterhin hauptsächlich Englisch gesprochen. Sie alle könnten genauso gut Sprecher des Weißen Hauses sein.

Miri Eisen ist sich dessen bewusst: „Keine Frage, für uns Israelis sind das erste und wichtigste Publikum die USA, aber ich denke, dass wir inzwischen schon weiter sind. Ich gebe Ihnen folgendes Beispiel: Auch wenn ich ein tadelloses Englisch spreche, aber wenn ich einen Vortrag in Großbritannien halte, bemerkt das Publikum natürlich sofort meinen amerikanischen Akzent; die Briten mögen keine Amerikaner und so habe ich gleich einen Nachteil. Wir haben bereits verstanden, dass wir dort besser entweder Israelis mit britischem oder australischem Hintergrund einsetzen. Warum nicht auch in Österreich Personen sprechen lassen, die nicht nur Deutsch, sondern sogar Deutsch mit österreichischem Akzent sprechen? Das Publikum nimmt sofort den Unterschied wahr und dies hat einen sofortigen und unmittelbaren Einfluss auf ihre emotionale Haltung dem Vortragenden gegenüber. Ja, Englisch ist natürlich die dominierende Sprache, aber mein Traum ist es, dass wir im Büro des Premierministers auch Leute haben, die Arabisch, Spanisch, Französisch oder Deutsch als Muttersprache haben und auch im Kontext der jeweiligen Zuhörerschaft sprechen und darauf eingehen können.“

Gibt es im Büro des israelischen Premierministers oder des Außenministeriums Personen, die sehr gut Deutsch können und einen ebenso professionellen Hintergrund als Sprecher haben wie Miri Eisen? „Ich denke, wir kommen dorthin, ich glaube, es gibt in Israel ein zunehmend stärkeres Bewusstsein dafür. Es ist allerdings für mich noch immer ein Mysterium, wie der Staat Israel, der sich so besessen mit seinem internationalen Image beschäftigt, so wenig auf diese Herausforderung eingeht. Sehen Sie, ich kann mich natürlich bis zu einem



Miri Eisen mit NU-Autor Martin Engelberg beim Treffen in Wien.

gewissen Grad in den deutschen, sogar den österreichischen Kontext hineinendenken, aber ich werde nie das Niveau erreichen, das mir nötig erscheint. Wir bräuchten jemanden in Österreich, er oder sie muss nicht einmal notwendigerweise jüdisch oder pro-israelisch sein.“

Im Moment gäbe es nur „drei, vier Personen in Israel, die zwischen 20 und 30 Jahren alt sind, einen deutschen oder österreichischen Hintergrund haben, Deutsch als Muttersprache sprechen, die Kultur verstehen, die wissen, wie sie hier zu sprechen haben, aber auch, wie sie sich zu bewegen haben, wie sie sitzen, ob sie mit den Händen sprechen sollen oder nicht“, erzählt Eisen. Sie reist viel als Vortragende und unterrichtet zugleich am renommierten Interdisciplinary Center in Herzliya.

In der Karriere von Miri Eisen gibt es ein besonders interessantes Detail: Sie war Colonel (Oberst) in der israelischen Armee – dies ist der dritthöchste Offiziersrang nach dem Generalstabschef. Damit ist sie eine absolute Ausnahmeerscheinung. So gibt es in der israelischen Armee immer nur et-

wa 450 Offiziere ihres Ranges, lediglich 2 Prozent davon sind Frauen.

Dessen ist sie sich durchaus bewusst: „Viele meiner Positionen wurden mit mir zum ersten Mal von einer Frau besetzt und das erweckte jedes Mal großes Aufsehen. Leider war ich aber zumeist kein Türöffner, sodass mir andere Frauen hätten nachfolgen können. Ich war eher so etwas wie eine Durchgeherin – die Türen haben sich zumeist hinter mir wieder geschlossen.“

Miri Eisen ist 46 Jahre alt, in den USA geboren und mit 7 Jahren nach Israel emigriert. Sie ist verheiratet und hat drei Kinder. Sie machte im Informationsdienst der israelischen Armee eine eindrucksvolle Karriere, die sie bis in den hohen Offiziersrang eines Colonels (Oberst) führte. Danach arbeitete sie als „Foreign Media Advisor“ im Büro von Premierminister Ehud Olmert. Derzeit unterrichtet sie am Interdisciplinary Center in Herzliya und ist gefragte Vortragende in den USA und Europa.

Von der Koranschule zum Museum

Das vor einem Jahr eröffnete Jüdische Museum in Oslo arbeitet auf, was in Norwegen gerne vergessen wird. Etwa, dass es trotz der liberalen Grundausrichtung des Landes eine antisemitische Tradition gegeben hat.

VON GABRIELE ANDERL

Das unauffällige Wohnhaus in der Calmeyers gate 15b in Oslo lässt nicht vermuten, dass sich an dieser Adresse einst eine Synagoge befunden hat: Der 1921 errichtete Sakralbau ist diskret im Hinterhof versteckt und dient seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr seinem ursprünglichen Zweck. Das

Gebäude wurde vermietet, im Inneren baulich verändert und über die Jahrzehnte zu verschiedensten Zwecken genutzt: als Lagerhalle einer Großhandelsfirma, als Schwulensauna, Tierspital und zuletzt als kurdisches Kulturzentrum mit angeschlossener Koranschule. Bis vor einigen Jahren die Entscheidung

fiel, in den Räumlichkeiten der alten aschkenasischen Synagoge ein jüdisches Museum einzurichten.

Das Jødisk Museum i Oslo wurde im September 2008 eröffnet. Es kooperiert eng mit der lokalen jüdischen Gemeinde, ist aber eine unabhängige Einrichtung – finanziert vom Staat, von der Stadt Oslo sowie einer großteils aus nichtjüdischen Mitgliedern bestehenden Gesellschaft der Museumsfreunde. Von der Innenausstattung der Synagoge sind keine Fotos erhalten, es gibt nur Beschreibungen. Allerdings wurden im Zuge der Adaptierungsarbeiten für das Museum Reste alter Wandmalereien und Inschriften entdeckt und restauriert. Die Calmeyers gate liegt am östlichen Rand der Osloer Innenstadt, im Hausmanns Viertel, einem Stadtteil mit immer noch vergleichsweise niedrigen Mieten und einer traditionell starken Präsenz von Migranten. Hier hatte sich auch ein Gutteil der jüdischen Einwanderer niedergelassen, die nach 1851 ins Land gekommen waren. Die meisten von ihnen waren bei ihrer Ankunft bettelarm gewesen.

Eine Synagoge im Hinterhof wurde zum Museum.



SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

**Demnächst
erscheint:**
NU 39 Bratislava

Bisher erschienen:
NU 37 Sarajevo
NU 36 Barcelona
NU 35 Kopenhagen

NU 34 London
NU 33 Hohenems
NU 32 Buenos Aires
NU 31 Wien

NU 30 Basel
NU 29 Sydney
NU 28 München
NU 27 Berlin

Als Hausierer hatten sie zu Fuß das Land durchquert, bis sie genügend Kapital zusammengetragen hatten, um eigene Geschäfte zu gründen. Bis zum Jahr 1940 – dem des deutschen Überfalls auf Norwegen – war so eine relativ wohlhabende jüdische Gemeinschaft entstanden. Obwohl gut integriert, hatten sich ihre Mitglieder nie völlig assimiliert, sondern eine eigene jüdisch-norwegische Identität entwickelt.

Die Zahl der Juden in Norwegen war immer extrem klein gewesen. 1940 waren es im ganzen Land rund 2.100, 1.500 bis 1.600 von ihnen in Oslo und Trondheim. Eingerechnet sind dabei bereits die Flüchtlinge aus dem nationalsozialistischen Deutschland. Die heutige jüdische Gemeinde in Oslo besteht zu einem kleineren Teil aus Holocaustüberlebenden und deren Nachfahren, zum überwiegenden aber aus Neuzuwandern, vor allem aus Osteuropa und Israel, die meist in den 1980er und 1990er Jahren ins Land gekommen sind.

Der Museumsdirektorin, Sidsel Levin, und ihrem dreiköpfigen Team geht es in ihrer Arbeit vor allem darum, die Geschichte dieser kleinen jüdischen Gemeinschaft und deren Einfluss auf das öffentliche und kulturelle Leben in Norwegen zu dokumentieren. Denn anhand exemplarischer Biographien lässt sich zeigen, dass diese Geschichte – trotz der schwierigen Ausgangsbedingungen und der historischen Brüche – auch eine Erfolgsgeschichte ist.

Grundlagen für die Präsentationen des Museums sind eine Sammlung von Objekten und alten Fotos, das als Leihgabe zur Verfügung gestellte Archiv der jüdischen Gemein-

de von Oslo sowie eine Datenbank der norwegischen Holocaustopfer. Das Museum dient auch als Kulturzentrum, in dem regelmäßig themenbezogene Veranstaltungen – Lesungen, Vorträge und Konzerte – stattfinden.

Eröffnet wurde es 2008 mit der Ausstellung „Freedom is never won once and for all“, in der vor allem auch die Verdienste des norwegischen Dichters Henrik Wergeland (1808–1845) gewürdigt werden. Wergeland hatte unermüdlich gegen jenen Paragraphen in Artikel 2 der norwegischen Grundverfassung von 1814 gekämpft, der Juden die Einwanderung verboten hatte. Der Paragraph war 1851 – wenige Jahre nach Wergelands Tod – gestrichen worden. Aufgrund dieser Rahmenbedingungen war es erst ab den 1880er Jahren zu einem stärkeren Zuzug von Juden, vor allem aus dem baltischen Raum, gekommen.

Mit der Ausstellung wurde explizit auch ein Thema aufgegriffen, das in Norwegen erst seit den 1990er Jahren öffentlich diskutiert wird: die Tatsache, dass es trotz der liberalen Grundausrichtung des Landes und der geringen zahlenmäßigen Präsenz von Juden auch hier eine antisemitische Tradition gegeben hat, vor allem in Teilen der Bürokratie. Bereits nach 1917 war die jüdische Zuwanderung wieder zum Erliegen gekommen, nachdem sich wegen der zahlreichen Kriegsflüchtlinge aus Russland und solche vor der Oktoberrevolution in der Presse und innerhalb des für die Immigration zuständigen Justizministeriums die Vorstellung einer kommunistisch-jüdischen Verschwörung breitgemacht hatte. Auch Juden, die schon viele Jahre in Norwegen lebten, wurden von da an meist





Der Museumsshop und ein Bild der Familie Samuel, die im März 1939 als deutsche Flüchtlinge nach Oslo kamen.

nicht mehr eingebürgert. Selbst nach der nationalsozialistischen Machtergreifung in Deutschland änderte sich an der restriktiven Haltung wenig: Es war für Flüchtlinge nahezu unmöglich, in Norwegen Aufnahme zu finden. Lediglich einige hundert Transitvisa wurden ausgestellt, und eine Gruppe von 20 jüdischen Kindern aus Wien durfte einreisen.

Nach Kriegsende wurde der Widerstand gegen die deutschen Besatzer heroisiert, die Kollaboration des Marionettenregimes unter Vidkun Quisling sowie die Mitbeteiligung der heimischen Bürokratie an der Deportation von 772 Juden hingegen fast vollständig ausgeblendet.

Die Einrichtung des Jüdischen Museums in Oslo ist im Wesentlichen ein Resultat des Wandels im Bewusstsein der norwegischen Gesellschaft, der in den 1990er Jahren eingesetzt hat. Der Historiker Bjarte Bruland, heute Chefkurator des Museums, hatte maßgeblichen Anteil an diesem Veränderungsprozess. In den 1990er Jahren hatte er sich in seiner Diplomarbeit mit der Entziehung jüdischen Vermögens in Norwegen während des Zweiten Weltkriegs befasst. Er hatte auch dem 1996 vom Justizministerium eingesetzten und aus Historikern, Juristen und Staatsbe-

amten bestehenden Komitee angehört, das sich mit den Themen Vermögensentzug und Restitution in Norwegen befasste. Da sich die Mehrzahl der Mitglieder geweigert hatte, eine Mitschuld Norwegens einzuräumen, war es zur Spaltung gekommen. Erstaunlicherweise wurde der Bericht der Minderheitsfraktion, der auch Bruland angehörte, zur Grundlage der weiteren politischen Entscheidungen. Bruland hatte nicht nur nachgewiesen, dass das jüdische Vermögen der Deportierten größtenteils dem norwegischen Staat zugefallen war, sondern auch, dass sich dieser nach dem Krieg einen Großteil der noch vorhandenen Werte einverleibt hatte.

1999 beschloss das Storting, das norwegische Parlament, einstimmig die Aufwendung eines Gesamtbetrages von umgerechnet 58 Millionen US-Dollar. Sie waren zu einem Teil für die individuelle Entschädigung jüdischer Verfolgter und deren Erben vorgesehen, zum anderen sollten sie den jüdischen Gemeinden in Norwegen zufließen und den Aufbau von Einrichtungen zur Aufarbeitung der norwegischen Vergangenheit ermöglichen. 2006 wurde auf der Halbinsel Bygdøy in Oslo das Holocaust Center (HL-Senteret) eröffnet – ein Forschungs- und Dokumentationszentrum, das sich

auch mit der Situation ethnischer und religiöser Minderheiten in der Gegenwart beschäftigt. In Trondheim, wo bereits 1996 ein kleines jüdisches Museum eingerichtet worden war, konnte mit den staatlichen Geldern das jüdische Gemeindezentrum neu gestaltet und die alte Synagoge revitalisiert werden.

Auch die Einrichtung des Jüdischen Museums in Oslo ist wesentlich ein Resultat dieser Entwicklungen. Nach dem Ende der laufenden Ausstellung Mitte Dezember wird das Haus bis zur Eröffnung einer Schau über jüdische Feiertage im Frühjahr 2010 wegen weiterer Ausbauarbeiten geschlossen bleiben. Eine permanente Ausstellung ist im Moment nicht geplant, da sich die Museumsleitung bislang vergeblich darum bemüht hat, durch den Ankauf der gesamten in Privatbesitz befindlichen Liegenschaft mehr bespielbare Fläche zu gewinnen.

JÜDISCHES MUSEUM JØDISK MUSEUM I OSLO

Calmeyers gate 15b, N-0183 Oslo
Tel: +47/22 20 84 00
www.jodiskmuseumoslo.no

Öffnungszeiten

Dienstag 10–15 Uhr
Donnerstag 14–19 Uhr
Sonntag 11–16 Uhr

Das Wunder von Washington blieb aus

Ende Juni 2009 befasste sich eine EU-Konferenz in Prag mit ungelösten Fragen der Restitution jüdischen Eigentums. Die Konferenz endete mit einem weitreichenden, aber rechtlich unverbindlichen Aktionsplan.

VON HERBERT VOGLMAYR

Die tschechische Regierung veranstaltete im Rahmen ihrer EU-Präsidentschaft Ende Juni 2009 in Prag eine Konferenz über jüdische Vermögenswerte aus der Zeit des Holocaust (Holocaust Era Assets Conference), an der Delegierte von 48 Staaten und 150 zivilgesellschaftlichen Organisationen teilnahmen. Das war eine Folgeveranstaltung zur Washingtoner Konferenz, die 1998 vom U.S. State Department organisiert wurde. Zweck der Prager Konferenz war es zu resümieren, inwieweit die in Washington erhobenen Restitutionsforderungen bereits erfüllt sind und welche Anstrengungen auf nationaler und internationaler Ebene erforderlich sind, um die noch offene Rückgabe von geraubten Gütern aller Art durchzusetzen (Kunst, Judaica, Immobilien, jüdische Friedhöfe, Mobiliar, Alltagsgegenstände). Ferner wurde über soziale Maßnahmen beraten, um den mittlerweile betagten Holocaust-Überlebenden ein abgesichertes Leben zu ermöglichen.

Die Konferenz endete in Terezín (Theresienstadt) mit der Vorstel-



FOTO: EU2009.CZ

Die Prager Konferenz war prominent besucht, die Ergebnisse blieben weniger eindrucksvoll.

lung der „Terezín Declaration“, die die europäischen Staaten auffordert, das geraubte jüdische Eigentum in vollem Ausmaß zurückzugeben und den erbenlosen Besitz dafür zu verwenden, die Holocaust-Überlebenden zu unterstützen, von denen viele in Armut leben. Außer-

dem sieht sie die Gründung eines „European Shoah Legacy Institute“ (Europäisches Institut für das Shoah-Vermächtnis) vor, das seinen Sitz in Theresienstadt haben wird. Es soll Daten, Fakten, Interviews etc. von Überlebenden sammeln und in einer Datenbank zugänglich

Der Schwung, der in Washington die Verhandlungen geprägt hatte, blieb in Prag aus.

machen sowie zur Unterstützung aller dienen, die sich um Belange von Nazi-Opfern kümmern. Darüber hinaus soll dieses Institut Bildungs- und Forschungsprogramme initiieren und durchführen, die den heutigen Entwicklungen von Antisemitismus, Rassismus und Fremdenhass entgegenwirken.

Bisher wurden geschätzte 20 % des von den Nazis und ihren Alliierten insgesamt geraubten Eigentums restituiert, überwiegend von westeuropäischen Ländern. Der größte Teil des nicht restituierten Besitzes befindet sich in mittel- und osteuropäischen Ländern und wurde z.B. in Polen, wo man 90 % der jüdischen Bevölkerung ausrottete, zu „erbenlosem Besitz“ erklärt, der dann in Staatseigentum überging. Polen hat bis heute jede Restitution verweigert mit dem Argument, dass es sich bei den reklamierten Gütern um Besitz von nationalem Interesse handle und eine Rückgabe die Volkswirtschaft schädigen würde. In Prag wollte die polnische Delegation jede Erwähnung des „erbenlosen Besitzes“ verhindern und drohte sogar, die Konferenz zu verlassen, lenkte aber dann ein und stimmte zu, diesen Punkt ins Schlussdokument aufzunehmen.

Die jüdischen und israelischen Delegierten forderten auf moralischer Ebene eine kompromisslose Anerkennung des Imperativs der Rückgabe, akzeptierten aber auf finanzieller Ebene längerfristige Rückzahlungen, allerdings mit der Verpflichtung zu Vorauszahlungen an die Holocaust-Überlebenden, die schon betagt seien und auf die im Detail zeitraubenden Bewertungen der geraubten Vermögen nicht mehr warten könnten. Dies sollte erfolgen über die Einrichtung nationaler Hilfsfonds bzw. eines EU-Hilfsfonds, deren Zahlungen dann mit der endgültigen Restitutionssumme abgerechnet werden. Eine

Vereinbarung dieser Art gab es vor zwei Jahren in Bezug auf die ungarischen Holocaust-Überlebenden zwischen Moshe Sanbar, dem Leiter des Zentrums der Organisationen der Holocaust-Überlebenden in Israel, und der ungarischen Regierung. Erstmals wurde auch die Idee ventiliert, die Frage der Restitution in 3 bis 5 Jahren endgültig abzuschließen. Bisher gab es nur bilaterale Abkommen zwischen Israel und jüdischen Organisationen einerseits sowie einzelnen Regierungen und Organisationen (Banken, Versicherungen etc.) andererseits. Jetzt, nach Prag, will man versuchen, unter Führung der israelischen Regierung alle Parteien (Israel, jüdische Organisationen, USA und EU) an einen Tisch zu bringen und in einer gemeinsamen Anstrengung eine Einigung über die Rückgabe eines Großteils des geraubten jüdischen Eigentums zu erreichen, gemäß dem Modell des zwischen Moshe Sanbar und Ungarn ausgehandelten Abkommens.

Die USA sind dazu bereit, die EU hat allerdings noch nicht zugesagt. Das liegt wohl auch daran, dass die tschechische EU-Präsidentschaft zu erheblichen Spannungen mit der EU-Kommission geführt hat. Außerdem agiert Brüssel wegen des befürchteten islamistischen Terrors in Bezug auf jüdische Angelegenheiten übervorsichtig. Der US-Delegationsleiter Stuart Eizenstat wies aber in seiner Schlussrede darauf hin, dass der Holocaust in Europa stattgefunden habe und der Großteil des geraubten jüdischen Eigentums in Europa verblieben sei, daher habe die EU auch eine Verpflichtung, bei der Rückgabe zu helfen. Es habe dazu vor 6 Jahren schon eine Resolution des EU-Parlaments gegeben, die die EU-Kommission aufforderte, in dieser Frage aktiv zu werden, aber bis heute sei nichts geschehen.

Jüdische und israelische Delegierte sehen die Terezín-Declaration als großen Erfolg, nicht zuletzt deswegen, weil der Widerstand der Restitutionsverweigerer (z.B. Polen) überwunden und strittige Punkte wie der erbenlose Besitz ins Dokument aufgenommen wurden. Die Deklaration habe zwar keinen rechtlich bindenden Charakter, aber mit der Gründung des Legacy-Instituts werde eine Einrichtung geschaffen, die Richtlinien für die Umsetzung der Konferenz-Beschlüsse erarbeiten und mit der Publikation regelmäßiger Reports für mehr internationale Öffentlichkeit sorgen soll.

Es gibt aber auch skeptische Stimmen. Tomas Jelinek etwa, der frühere Präsident der jüdischen Gemeinde in Prag, der auch in Washington dabei war, vermisste in Prag den Schwung von damals, den Willen zur Lösung der offenen Probleme, die Festlegung von Verpflichtungen. Er befürchtet, dass man sich Zeit lassen wird, bis die Überlebenden aussterben und niemand mehr da ist, der geraubtes Eigentum beanspruchen könnte. Die NU-Mitarbeiterin Sophie Lillie, die auf der Konferenz zum Thema „The Backlash against Claimants“ (Gegenbewegung gegen Anspruchsteller) referierte und damit auf großes Interesse stieß, ist ambivalent, weil zwar viele Länder frühere Resolutionen durchgesetzt haben, Tschechien selber aber nur sehr bedingt restituiert. Der israelische Delegationsleiter Yuli Edelstein betont, dass viele betroffene Länder sich selbst als Nazi-Opfer sehen und solche Restitutionszahlungen als historische Ungerechtigkeit empfinden. Daher werde viel davon abhängen, wie sich die Arbeit des Legacy-Instituts entwickelt, ob es gelingen wird, die jeweiligen Regierungen zur Kooperation zu bewegen, um die Beschlüsse der Konferenz umzusetzen.

Suchbild auf Jiddisch ...

Hier sehen Sie Peter Sellers alias Dr. Stangelove, welcher sich dem Nichtrauchergesetz beugen musste. Das Rätsel hat sieben Fehler.
Die Auflösung finden Sie rechts unten auf dieser Seite.

VON MICHAELA SPIEGEL



AUFLÖSUNG:
1) FIGUR LINKS
2) HEILIGENSCHWEIN RECHTS
3) LINKE AUGENBRAUE
4) ZAHNLÜCKE
5) ZIGARETTE
6) HAARTOLLE
7) KRAWATTE



FOTO: PETER RIGAUD

Hoffnungslos überbucht

VON ERWIN JAVOR

Seit Kurzem haben wir auch eine Wohnung in Tel Aviv. Mir ist nicht ganz klar, ob ich dazu Ferien- oder Zweitwohnung sagen soll oder, Gott behüte, gar Alterswohnsitz. Egal. Vorläufig jedenfalls. Wenn man eine Wohnung renoviert, vieles neu baut, alles neu ausstattet, rechnet man schon damit, dass nicht alles gleich sofort wie geplant oder wie gewünscht funktioniert. Man ist ja Realist. Aber manchmal stößt man an Grenzen seiner kühnsten Fantasien, wenn die Realität wirklich zuschlägt. Wir haben da zum Beispiel einen Lift in dem Haus eingebaut, der alle Stückln internationaler Hightech-Baukunst spielt. Er verhindert, dass man Treppen steigen muss, er fährt einen, auf und ab, er hat ein Sicherheitssystem eingebaut, mit Telefon, Alarm, Verbindung zu einem Callcenter, zur Polizei und Experten, ein technologisches Meisterwerk. Meine Frau und ich haben uns also überhaupt nicht gewundert, dass dieser Lift uns auch zeigen wollte, was er kann. Pünktlich um 23 Uhr wollte er Aufmerksamkeit.

Modemwählgeräusch: Düt tüt düt dütüt! Düüüüüü! DÜÜÜÜÜÜÜT!!!!!! Pause. DRRRRRRRRRRRRRRRR!!!!!! Laut. Sehr laut. Die Übertragung in voller Lautstärke in unser Schlafzimmer funktionierte hervorragend. Pause. Gott sei Dank! Beruhigende Kaufhausmusik brach aus, beglei-

tet von einer professionell beruhigenden Tonbandstimme, die auf Hebräisch vermutlich so etwas in der Art von „Regen Sie sich nicht künstlich auf, alles wird gut“ von sich gab. Dann plötzlich eine offenbar menschliche Live-Stimme. Träge, gelangweilt fragte sie, natürlich ebenfalls auf Hebräisch, ... äh ... ja irgendwas halt, genau weiß ich es auch nicht. Na gut. Ich wusste, ich musste nun aus dem Bett steigen und mich der Dame im Lift widmen. Ich zog mich notdürftig an, ging zum Lift und versuchte auf Englisch der Stimme klar zu machen, dass es sich offensichtlich um einen Fehlalarm handelte, dass alles in Ordnung wäre und sie den Krawall ab- und einstellen möge. So hatte ich mir das jedenfalls vorgestellt. Sie nicht. Erst das Verhör. Englisch war auch für sie eine Fremdsprache, aber sie zog das in voller Pracht durch. „Wie heißen Sie, wie lautet Ihre genaue Adresse, Ihre Telefonnummer, soll ich den Monteur gleich oder morgen schicken, das kostet extra, wie möchten Sie zahlen? Der Monteur kommt gleich.“ Ich antwortete geduldig, vollständig und wahrheitsgemäß und ging zurück ins Bett, zufrieden, wieder einmal eine Situation virtuos gemeistert zu haben.

Fünf Minuten später: Modemwählgeräusch: Düt tüt düt dütüt! Düüüüüü! DÜÜÜÜÜÜÜT!!!!!! Pause. DRRRRRRRRRRRRRRRR!!!!!! Laut.

Sehr laut. Die Übertragung in voller Lautstärke in unser Schlafzimmer funktionierte noch immer hervorragend. Pause. Gott sei Dank! Die beruhigende Kaufhausmusik brach wieder aus, begleitet von der professionell beruhigenden Tonbandstimme, die, natürlich auch diesmal auf Hebräisch, vermutlich wieder etwas in der Art von „Regen Sie sich nicht künstlich auf, alles wird gut“ von sich gab. Dann plötzlich wieder eine menschliche Live-Stimme. Diesmal eine andere. Auch die fragte, träge, gelangweilt auf Hebräisch ... äh ... wieder irgendwas halt. Na gut. Ich wusste jetzt schon, wie's weiterging und versuchte es mit kreativer Effizienz, indem ich sie wissen ließ, dass die Antworten auf alle Fragen, die sie mir gleich stellen würde, bereits von ihrer Kollegin dokumentiert worden wären, und alles, was sie zu tun hätte, wäre den Stecker zu ziehen, damit wir in Frieden schlafen könnten. Stoisch setzte sie mir trotzdem das Messer an: „Wie heißen Sie, wie lautet Ihre genaue Adresse, Ihre Telefonnummer, soll ich den Monteur gleich oder morgen schicken, das kostet extra, wie möchten Sie zahlen? Der Monteur ist schon unterwegs und wird sofort da sein.“ Stille. Stille? Aaaaah!

Fünf Minuten später: ... Nachdem Sie ja jetzt schon wissen, wie es geht, und NU sparen muss und nicht so viele Seiten verschleifen



kann, diese „Düt tüt düt düdtüt! Düüüüüt! DÜÜÜÜÜÜT!!!!!! Pause. DRRRRRRRRRRRRRRRR!!!!!! ... Der Monteur wird sofort da sein.“-Nummer wiederholte sich und wiederholte sich und wiederholte sich. Um 1 Uhr 17 packte meine wunderbare Ehefrau das Nötigste in eine Tasche, murmelte etwas von fortgeschrittenem Tinnitus, verließ grußlos die Wohnung und dann das Haus – vorsichtig, wie sie ist, jedoch über das Stiegenhaus.

Ich blieb aber nicht lang allein. Schon um 2 Uhr 51 kam der Monteur, der schon seit Stunden sofort da sein würde, besichtigte aufrichtig an jedem Detail interessiert unsere neue Wohnung, gratulierte mir von Herzen, wie wunderschön alles wäre, war ganz begeistert, dass wir den selben Herd hatten wie er, mit dem er übrigens sehr zufrieden wäre, obwohl er ja eigentlich ein ganz anderes Modell im Auge gehabt hätte. Er zeigte mir Fotos seiner Enkel, ich zeigte ihm Fotos von meiner Familie und unsere Aufzugsdamen unterhielten sich einstweilen untereinander. Düt tüt düt düdtüt! Düüüüüt! DÜÜÜÜÜÜT!!!!!! Pause. DRRRRRRRRRRRRRRRR!!!!!! Meine liebende Frau war inzwischen reuevoll zurückgekehrt, kochte dem Monteur Kaffee, machte ihm ein kleines Frühstück, fand heraus, wen er in Wien kannte, wie er darauf kam, gerade dieses Herdmodell zu wählen und kein ande-

res, und fand ihn ebenso nett wie er uns.

Als die Sonne mehr und mehr durch unser Küchenfenster blinzelte, erwähnte Igor, unser Lieblingsmonteur, dass er sich mit diesem neuen Aufzugsmodell leider überhaupt nicht auskennt und verließ uns, aber nicht ohne festzuhalten, dass wir uns sehr bald wieder sehen müssten, am besten bei ihm zu Hause zum Schabbat, damit seine Frau uns auch kennenlernen könnte.

Düt tüt düt düdtüt! Düüüüüt! DÜÜÜÜÜÜT!!!!!! Diesmal waren wir geradezu dankbar dafür, weil wir hatten schon Angst, dass wir aus purer Erschöpfung doch einschlafen würden und dann unseren Morgentermin mit Schlomo, dem Satellitenexperten, verpassen könnten. Mit dem hatten wir uns auch schon gut angefreundet, und sein sechsjähriger Neffe liebte die Mozartkugeln, die wir ihm regelmäßig zukommen ließen, immer wenn Schlomo bei uns war und etwas nicht installiert oder nicht repariert hatte.

Schlomo kam auch pünktlich, eineinhalb Stunden nach dem vereinbarten Termin, knapp vor dem Mittagessen, stellte mit einem Handgriff wortlos den Krach im Aufzug ab und umarmte mich herzlich aber schuldbewusst. Er hatte mir nämlich beim Leben

seiner neuen Freundin geschworen, dass er es hinkriegen würde, dass ich in Israel österreichische Bundesligaspiele sehen könnte. Das brachte und brachte er aber nicht zusammen. Als Wiedergutmachung hatte er mir daher eine Zeichnung seines Neffen mitgebracht und installierte mir, kostenfrei, sechzehn Pornokanäle, von denen ich lediglich nur vier wegen Gefährdung des Appetits wieder aufgeben musste.

Zur Nachmittagsjause gingen wir dann in die in ganz Tel Aviv weltberühmte Konditorei Café Meersand, die häufig von Deutschsprachigen wie uns frequentiert wird. Eine fast ebensolche – sie kam aus der Schweiz, die uns am Nebentisch zuhörte, stellte sich uns schließlich als „Sprachgefährtin“ vor, fragte, woher wir kämen und was wir hier täten. Ich erklärte ihr, dass unser Lebensmittelpunkt in Österreich, in Wien, wäre, aber dass wir immer wieder nach Israel kämen, um uns von den politischen Unappetitlichkeiten dort zu erholen und wieder aufzutanken. Die Schweizerin lachte und seufzte: „Und mein Lebensmittelpunkt ist hier in Israel, und ich fliege regelmäßig zurück nach Zürich, um dort wieder aufzutanken.“ Und jetzt verstehe ich auch den Grund warum trotz Weltwirtschaftskrise die Flüge von und nach Tel Aviv immer überbucht sind!



FOTO: PETER RIGAUD

Peter Pelinka – ein Freund

VON MARTIN ENGELBERG

Mein Vater pflegte immer dann, wenn über Menschen wie Peter Pelinka im Fernsehen berichtet wurde, den Zeigefinger triumphierend in die Luft zu strecken und auszurufen: „Oh! Ein anständiger Mensch!“ Was meinte er damit? Aus seiner Sicht war es eine Seltenheit, wenn ein Nichtjude klare und deutliche Worte gegen Antisemitismus, gegen aufkeimende Nazi-Ideologie, gegen Hass und Intoleranz fand und dabei bewusst in Kauf nahm, dass dies seiner Karriere nicht unbedingt dienlich sein würde.

In den letzten Jahrzehnten war Peter Pelinka immer auf der richtigen Seite: Unaufgeregt, sachlich und wissenschaftlich fundiert, immer genau den Punkt treffend, stand er im Zentrum jeder wichtigen gesellschaftspolitischen Diskussion in Österreich. Pelinka waren es, der in der Affäre um Kurt Waldheim deutliche Worte zum Umgang Österreichs mit seiner Vergangenheit fand und der das Phänomen Jörg Haider messerscharf analysierte, kritisierte und schließlich sogar erkämpfte, diesen in aller Öffentlichkeit der Verharmlosung des Nationalsozialismus zu beschuldigen und dafür vor österreichischen Gerichten recht zu erhalten.

Darüber hinaus waren die persönlichen Begegnungen mit Peter Pelinka immer auch gekennzeichnet

von einem tiefen Gefühl der Sympathie für das Judentum, aber nicht nur dessen Geschichte und Schicksal der Verfolgung gegenüber, sondern besonders auch für dessen Kultur und Traditionen, und gab und gibt es auch eine große gegenseitige persönliche Verbundenheit mit zahlreichen jüdischen Menschen.



Ist es Peter Pelinka vorzuwerfen, nicht bedacht zu haben, dass man mit guten Freunden am besten keine Geschäfte macht? Also auch nicht gemeinschaftlich ein historisches Institut gründet, weil man dort dann rausgeputzt und in aller Öffentlichkeit als menschliche Enttäuschung bezeichnet und der Ausübung von Gemeinheiten bezichtigt wird?

Die österreichische Realität scheint es zu gebieten, dass diese – sehr gelinde gesagt – unfreundliche

und unsensible Attacke gegen ihn weitgehend ungestraft bleibt. Wohl vor allem aus taktischen Gründen ist Pelinka, der sich selbst in solchen Situationen immer sofort und deutlich an die Seite eines schlecht Behandelten zu stellen pflegt, niemand wirklich beigestanden, nicht aus der nichtjüdischen, aber auch nicht aus der jüdischen Öffentlichkeit. Er hat das mit der für ihn charakteristischen Ruhe und Gelassenheit ertragen.

An dieser Stelle sei es jedoch deutlich ausgesprochen: Allen jüdischen Menschen, mit denen ich in den vergangenen Wochen über die Entwicklungen rund um das Wiesenthal-Institut gesprochen habe, sind die Gründe des Konfliktes und der Eskalation gegen Peter Pelinka nicht nachvollziehbar und alle sind ob des Inhalts und vor allem des Tons der ihm gemachten Vorwürfe zutiefst irritiert.

Pelinka zitiert in einem Profilkommentar den Satz, dass – wann immer ein Interesse einer Idee begegnet – diese den Kürzeren ziehen wird. In diesem Fall wird wohl zuletzt die Idee, aber auch das Interesse frustriert bleiben. Dass dies nichts an seiner aufrechten Gesinnung ändern wird können, steht außer Zweifel, ich hoffe, auch nicht an der tief empfundenen Freundschaft.

ERRATA



NU-Leser Nicolas Wolfinger machte uns dankenswerterweise darauf aufmerksam, dass wir beim Artikel „Ase Lecha Rav – Bestimme dir einen Rabbiner“ (NU 36/09) Bilder des Internet-Lexikons Wikipedia verwendet haben, ohne die entsprechenden Bildcredits zu verwenden. „Als einer von unzähligen, ehrenamtlichen Wikipedia-Mitautoren und auch -fotografen finde ich es schade, dass Sie den Gedanken der Ehrenamtlich- und Unentgeltlichkeit der Wikipedia nicht zumindest so weit unterstützen, als dass Sie Fotos, die Sie kostenlos aus der Wikipedia runterladen können, auch als Wikipedia-Fotos kennzeichnen.“ Herr Wolfinger recherchierte für uns die entsprechenden Fotografenhinweise, die wir hiermit gerne nachtragen:

Bild 1, Eliashiv:

Credit: Wikipedia/Public Domain

Bild 2, Schneerson:

Credit: http://www.amerisrael.com/article_rebbe.html.

Bild 3, Eliashiv:

Credit: Hebräisches Wikipedia/Public Domain

Bild 4, Feinstein:

Fotograf/Urheber: Chanoch Gruenman

Bei der Produktion der letzten Ausgabe unterlief uns leider ein peinlicher Fehler: Ausgerechnet auf der Titelseite schrieben wir Carl Djerassi mit „K“ statt mit „C“. Wir bedauern.

WIE **nu** ENTSTEHT

Ein kurzer Satz im Editorial der letzten Ausgabe (NU 37/09) hatte große Wirkung. „Ein Magazin wie NU, das bloß vier Mal im Jahr erscheint, kann kaum einmal tagesaktuelle Themen aufgreifen. Wir kommen immer zu früh oder zu spät für die „Sensationen“ heraus. Erschwerend ist auch die relativ lange Produktionszeit“, schrieb Chefredakteur Peter Menasse einleitend, um unseren Lesern zu erklären, warum wir in der letzten Ausgabe keine aktuelle Geschichte über die Vorgänge rund um das Simon Wiesenthal Institut anbieten konnten. Die Formulierung „relativ lange Produktionszeit“ rief unsere Produktionspartner von der Wiener Zeitung auf den Plan, fühlten sie sich doch damit als behäbig und langsam dargestellt, was nicht beabsichtigt war. Aus diesem Grund eine kurze Schilderung darüber, wie NU entsteht.

Da NU nur vier Mal jährlich erscheint und von ehrenamtlich tätigen Mitarbeitern erstellt wird, sind die Vorlaufzeiten für jede Nummer relativ lang. Es gibt zwei Redaktionssitzungen pro Heft als Vorbereitung – entweder bei einem der Redaktionsmitglieder oder in einem Wiener Innenstadtlökal. Dabei wird die letzte Nummer ausführlich durch einen externen Blattkritiker besprochen, neue Themen diskutiert und ein grober Fahrplan für die nächste Ausgabe erstellt.



Die eigentliche Produktionsphase beginnt rund drei Wochen vor Erscheinungstermin. Zuerst treffen die besprochenen Texte bei Barbara Tóth, der Chefin vom Dienst, ein. Sobald es einen groben Überblick über das vorhandene Material gibt, wird der so genannte „Seitenspiegel“ erstellt, die passenden Bilder zu den Texten gesucht und all das für den Artdirector von NU, Richard Kienzl, aufbereitet. Er bekommt 20 Tage vor Erscheinungstermin das gesamte Material und beginnt, NU zu layouten. Die Layoutphase dauert drei bis vier Tage. Nach der Endabnahme durch Chefredakteur Peter Menasse geht NU in die Druckerei der Wiener Zeitung. Zwei Tage später sind 4.000 Stück druckfrisch da. Die eigentliche Produktionszeit dauert somit eine knappe Woche – für ein Drei-Monatsmagazin wie NU es ist ein sehr rascher Ablauf.

Bis NU bei den Abonnenten ankommt, dauert es aber noch eine Weile. Die Adressierung, Erlagschein-Beilage und Etikettierung erfolgt durch das Büroservice der „Scriptura“, ein vom Arbeitsmarktservice gefördertes Unternehmen. Das dauert zwei Tage, dann geht NU zur Post. Bei dem Posttarif, mit dem NU versandt wird, ist die Zustellung binnen einer Woche garantiert. Manche Abonnenten bekommen NU somit am darauf folgenden Tag, andere müssen fünf Tage länger warten.

UNSERE AUTORINNEN



Gabriele Anderl

ist freie Wissenschaftlerin und Autorin in Wien. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die NS-Zeit, NS-Kunstraub und Restitution, Migration und Exil. Eine besondere Beziehung zu Norwegen besteht durch ihren Bruder Christoph, der seit vielen Jahren in Oslo lebt.



Steffen Arora

ist Redakteur bei der Tiroler Straßenzeitung 20er und arbeitet daneben als freier Journalist, unter anderem für „Die Presse“. Er wohnt in Innsbruck, ist verheiratet und hat drei Kinder. Seit 2003 studiert er Politikwissenschaften.



Martin Engelberg

Der NU-Mitherausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist im Schnittbereich Politik/Psychoanalyse und Wirtschaft/Psychoanalyse tätig.



Erwin Javor

Der NU-Herausgeber und ständige Kolumnist ist Unternehmer. Seine Firma Frankstahl ist das führende österreichische Stahlhandelsunternehmen.



Helene Maimann

Die Historikerin, Autorin und Filmemacherin unterrichtete und forschte in den Achtzigerjahren an den Universitäten Wien, Salzburg und Linz und arbeitet seit 1991 als Redakteurin des ORF.



Peter Menasse

Der NU-Chefredakteur war Handelskaufmann, Kolumnist in der Stadtzeitung Falter und Pressesprecher von Caspar Einem und ist seit 1999 geschäftsführender Gesellschafter der PR-Agentur communication matters.



Rainer Nowak

Der ständige NU-Mitarbeiter ist Journalist bei der Tageszeitung „Die Presse“. Der Vater zweier Töchter leitet das Chronik-Ressort und ist gemeinsam mit Christian Ultsch für die „Presse am Sonntag“ verantwortlich.



Peter Rigaud

studierte Fotodesign am renommierten Lette-Verein in Berlin. Nach dem Studium arbeitete er lange Zeit in New York, Chicago und Cleveland. Seit 2006 lebt und arbeitet er in Berlin und Wien.



Danielle Spera

Das NU-Gründungsmitglied ist ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik- und Politikwissenschaft (Dr. phil.), u.a. Autorin des Buches „Hermann Nitsch – Leben und Arbeit“.



Michaela Spiegel

Die NU-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Herbert Voglmayr

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für NU verfasst er Kultur- und Weinreife-führer durch italienische Weinregionen.



Barbara Tóth

Die stellvertretende NU-Chefredakteurin studierte Geschichte und Publizistik. Sie schreibt für den „Falter“ und die „Basler Zeitung“. Buchautorin, u.a. „Karl von Schwarzenberg. Die Biografie“.



FOTO©: PETER RICAUD

Über das Kreuz, das die Kärntner mit den Juden zu tragen haben



FOTO©: PETER RICAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Javor: Herr Ober, einen kleinen Schwarzen bitte. Sagen Sie, wann werden bei euch hier die Bänke wieder einmal gepolstert. Die sind ja so abgesessen, dass ich Kreuzschmerzen bekomme.

Menasse: Erwin, Vorsicht. Das heißt Rückenschmerzen. Wir leben in einem sehr katholischen Land, da spricht man respektvoll über der verlängerten Popo. Niemals im Zusammenhang mit Schmerzen.

Javor: Ja, das hat die erbitterte Diskussion über die Kreuze in den Klassenzimmern gezeigt. Seltsam ist das schon. Die Römer haben Jesus doch an das Kreuz genagelt. Was ist an diesem Mordinstrument so wichtig, dass man es aufhängen muss?

Menasse: Stell dir vor, die Römer hätten ihn gehängt statt gekreuzigt. Dann würden wohl jetzt in den Klassenzimmern lauter Galgen an den Wänden baumeln.

Javor: Ein Galgen hätte allerdings echte Vorteile. Die Leute könnten sich Galgen mit einer 18-karätigen goldenen Galgenschnur um den Hals hängen statt der schweren Silberkreuze.

Menasse: Und der Strache hätte statt das Kreuz in die Menge zu halten, sich die Galgenschnur um seine drei Bierbestell-Finger wickeln können.

Javor: Erinnerst du dich. Der Ober wollte uns das letzte Mal mit der Rechnung aufs Kreuz legen.

Menasse: Da muss er früher aufstehen, wir lassen uns nicht um den Galgenfinger wickeln.

Javor: Stell dir vor, die Römer hätten ihn auf andere Weise getötet. Es gäbe ganz andere Sprachmuster. Wäre er wie Cäsar erdolcht worden, hätten sich später die

Ritter statt auf Kreuzzüge auf Messerzüge aufgemacht.

Menasse: Wir würden heute bei Rot an der Speerung stehen bleiben.

Javor: Irgendwie sind wir in eine ziemlich grausliche Unterhaltung verfallen. Hören wir auf, an das Kreuz zu denken. Es ist doch nichts anderes als ein Mordinstrument.

Menasse: Genau, dabei waren wir doch eben noch so kreuzfidel.

Javor: Kruzitürken noch einmal. Hör auf damit. Mit dir trage ich echt ein schweres Kreuz.

Menasse: Mir wäre es auch lieber, wenn wir nicht das gleiche Stammcafé hätten, wo sich ständig unsere Wege kreuzen.

Javor: Ich flüchte jetzt ohnehin vor dir und mache Urlaub. Ich ergreife die einzige Chance, dir sicher nicht zu begegnen. Ich gehe auf eine Kreuzfahrt.

Menasse: So was ist doch furchtbar langweilig. Da sitzt man an der Reling und hat nichts zu tun als Kreuzworträtsel zu lösen.

Javor: Also lassen wir das endlich mit dem Kreuz. Es hängen ohnehin genug von ihnen in den Schulen herum. Weißt du übrigens, was herauskommt, wenn man einen windigen Autoverkäufer mit einem devoten Pensionswirten kreuzt?

Menasse: Nach der Mendel'schen Lehre?

Javor: Ja. Da entsteht ein Kärntner Politiker.

Menasse: Das ist wieder typisch jüdische Weltverschwörung. Alle Juden haben nichts anderes zu tun, als sich Kärnten vorzunehmen. Diese armen, sauberen Menschen im Süden erleiden ein furchtbares Schicksal. Die Ostküste hat sich

gegen sie verschworen. Und du spottest jetzt auch noch.

Javor: Hast du nicht von der geheimen Konferenz an der Ostküste des Wörthersees gehört, wo sich unauffällig Millionen von Juden im Schatten des GTI-Treffens zusammengefunden haben, um einen Eid gegen die Kärntner abzulegen.

Javor: Und was ist dabei herausgekommen?

Javor: Wir haben beschlossen, dass Ahmadinejad ab sofort machen darf, was er will, dass die Palästinenser uns nicht mehr beschäftigen und wir die Araber links liegen lassen. Wir konzentrieren uns ausschließlich auf den Hauptfeind, die Kärntner.

Menasse: Jetzt verstehe ich den Zusammenbruch der Hypo Alpe-Adria-Bank.

Javor: Und was sagst du zu unserem Trick, dass Einer stocknüchtern ins Auto steigt und plötzlich wie durch ein Wunder 1,8 Promille Alkohol im Blut hat.

Menasse: Auf Wunder sind wir ja spezialisiert. Ich erinnere, wie wir aus Wasser den Wein gemacht haben. Aber warum sind wir eigentlich alle gegen die Kärntner?

Javor: Sie haben uns das Schlosshotel in Velden weggenommen. Dort gab es bis vor zwanzig Jahren ausschließlich jüdische Gäste.

Javor: Weil sich die Juden halt auch nicht das Deutschnationale zu eigen machen. Renitente Kerle, die.

Javor: Herr Ober, zahlen. Ich habe es eilig, ich muss mich verschwören gehen.

* *dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.*



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Impressum:

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479

Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/531 77-583

Bank Austria (BLZ 12000), Kto.-Nr. 08573 923 300. IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300, BIC = BKAUATWW

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an office@nunu.at bzw. telefonisch bei Anton Schimany unter +43/1/531 77-290 bzw. 0664/300 77 06 oder per Fax unter +43/1/531 77-583. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro.

NU ist käuflich zu erwerben in den Buchhandlungen:

Herder, Wollzeile 33, 1010 Wien

Anna Jeller, Margaretenstraße 35, 1040 Wien

Ständiges Redaktionsteam:

Martin Engelberg, Jacqueline Godany (Fotos), Erwin Javor, Richard Kienzl (Artdirector), Helene Maimann, Eva Menasse (Berlin), Peter Menasse (Chefredakteur), Rainer Nowak, Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Barbara Tóth (Chefin vom Dienst).

Satz & Layout:

Wiener Zeitung GmbH, Wiedner Gürtel 10, 1040 Wien www.wienerzeitung.at

Druck:

Leykam Druck GmbH&CoKG, 7201 Neudörfel, Bickfordstraße 21

Offenlegung gemäß Mediengesetz:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479.

Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nul!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn du nicht darüber reden willst, lasse ich dich in Ruhe.“)